

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wanderungen durch die Mark Brandenburg

4 Bände

Spreeland - Beeskow-Storkow und Barnim-Teltow

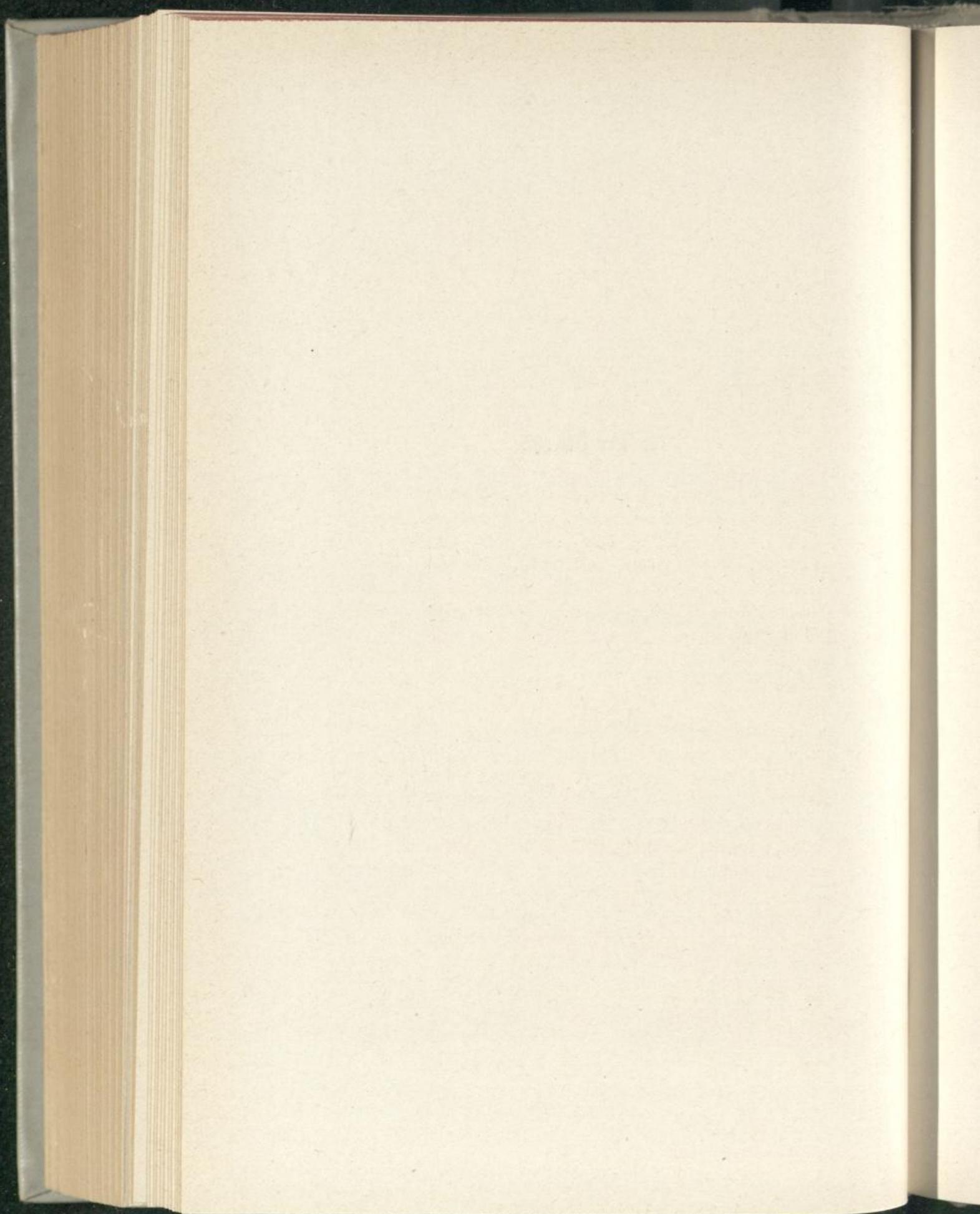
Fontane, Theodor

Naunhof [u.a.], 1940

An der Nuthe

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6987

An der Muthe



Saarmund und die Nuthenburgen

Noch einmal hob er seinen Blick, dann sagt
er dumpf: „Die Spiegelung!
Ein Blendwerk, ärger als der Smum, bö-
sartiger Geister Zeitvertreib!“
Er schwieg, das Meteor verschwand.
Freiligrath (Mirage)

Saarmund, ein Zauchestädtchen, ist an dem Wiedervereinigungspunkte zweier Nuthenarme gelegen, von denen der kleinere, nur auf eine kurze Strecke hin abgezweigte, den Namen der Saare führt. Daher denn also Saarmund.

Die Nuthen selbst entspringt auf dem hohen Fläming bei Jüterbog in Nähe des historischen Dorfes Dennewitz, wendet sich nordwärts und fließt endlich bei Potsdam unter Sumpf und Wiesen versteckt in die Havel. Wer tagelang an Rhin oder Finow, an Stobber oder Lößnitz, an Nieplitz oder Notte herumgewandert ist, der blickt, wenn er eines Flusses wie die Havel wieder ansichtig wird, auf ihre blauen und seenreichen Flächen, als zöge die Wolga an ihm vorüber. Der Maßstab ist eben alles.

Und zu diesen Kleinsten, denen die bescheidne Aufgabe zufällt, andre Kleine zu heben oder groß zu machen, gehört denn auch die Nuthen, die nur das eine vor ihresgleichen voraus hat, schon in weit zurückliegender Zeit (ja damals mehr denn später) ein Grenzfluß, eine Trennungslinie gewesen zu sein.

Alles was die Nuthen trennte, hieß zwar nur Teltow und Zauche, wird mithin in den großen Büchern nicht verzeichnet stehn; aber es traf sich nichtsdestoweniger, daß auf ein ganzes Jahrhundert hin diese zwei Namen zwei Welten bedeuteten und schieden. Die Zauche, durch Albrecht den Bären unterworfen, war christlich und deutsch, der Teltow, den alten Göttern treu verblieben, stak noch in Heidentum und Wendentum. Das war die Zeit, als die Nuthen ihre großen historischen Tage zählte; das war das Jahrhundert der „Nuthenburgen“. Ob diese letzteren Aggressiv- oder Defensivpunkte waren, ob sie die Deutschen bauten, um von der Zauche her den Teltow zu erobern, oder ob sie die Wenden bauten, um der vordringenden Eroberung einen Damm entgegenzusetzen, — diese Fragen werden nie

mehr gelöst werden; alle Aufzeichnungen fehlen, und die Schlüsse, die man aus diesem und jenem gezogen hat, bleiben einfach Hypothese. Die Nuthenburgern jener ersten christlichen Epoche sind tot, hingeschwunden für immer. Aber um ebendeshalb vielleicht zählen sie zu den Lieblingen märkisch-archäologischer Forschung. Es ist wenig mehr als ihre Namen, was man kennt. An den Flügeln lagen: Potsdam und Trebbin, im Zentrum: Beuthen und Saarmund.

Saarmund, unter diesen vier Nuthenburgern vielleicht die verschollenste, genoß dafür des Vorzugs eines poetischen Namens. Daß er an diesem Punkt überhaupt entstehen konnte, war das Resultat einer Nuthegroßtthat. Arm aber edel, und vielleicht auch all das Herrliche vorahnend, das hier einstens erblühen werde, zweigte die Nuthen selbstsuchtslos einen Wasserarm von sich ab und wohl zugleich auch aus eigener schmerzlicher Erfahrung wissend, was eines Namens Wohlklang bedeute, gab sie diesem abgezweigten Arme den Namen Saare mit auf den Lebensweg. Und siehe da, die Vorahnung hatte nicht getrogen. An ebender Stelle, wo (wie schon erzählt) ins alte Nuthebett die kaum geborene Saare wieder einmündet, erwuchs Saarmund. Im Rücken der Stadt aber, an den Südhängen der Zauchehügel, entstanden Weinberge über Weinberge, so daß Deutschland ein paar Jahrhunderte lang der Auszeichnung genoß, einen doppelten Saarwein zu produzieren: einen Kurtrierschen bei Saarbrück und einen Kurmärkischen bei Saarmund. Unbestrittener an Ruhm waren freilich die Saarekrebse, die die Chronisten nicht müde werden zu preisen, „insonderheit auch die großen Mande, die noch angenehmer sind als Zander“.

Um Saarmund und seine Saare, soviel muß zugegeben werden, schwebt ein gefällig-romantischer Klang, aber die tiefere Poesie dieser Gegenden ist doch alte Nuthenpoesie. Die Nuthen herrscht hier, die Nuthen gibt den Charakter und breitet ihren Einsamkeitszauber über die sie begleitenden, endlosen Wiesengründe, gleichviel nun ob sie der Rotampfer sommerlang überblüht, oder ob im November die Krähen mit naßschwerem Flügel drüberhin schweben. Hier in den Kolken am Flusse hin war bis vor kurzem noch der Biber zu Haus, und der Fischadler tat reichen Fang. Sagenhafte Gestalten, groß und hager, und an Jahren weit über das Gedächtnis der ältesten Leute hinausragend, zogen mit ihrem Springstock über die

tiefen Moore; wie Schatten schritten sie im Nebel, der Regenvogel pfiß in langen Pausen, und das dumpfe Gurgeln der Rohrdommel klang vom Flusse her.

So war das Nuthetal, und so ist es bis diesen Tag.

Zwei, drei Brücken haben wir noch auf der Saarmunder Straße zu passieren. Von der ersten aus, deren hochgewölbte Balken uns einen Blick nach rechts und links hin gestatten, schweift unser Auge das Thal hinauf und hinunter. Tiefe Stille; nur Wasser und Wiese; kein Floß, kein Kahn; nichts Lebendes, nichts als das weiße Gewölk, das langsam ziehend dem langsamen Zuge des Wassers folgt.

Nichts Lebendes. Und woher auch Leben? Wenn es wahr ist, daß man eine Großstadt auf Meilen hin in beinahe rätselvoller Weise vorausfühlt, so muß die Wirkung, die Saarmund in die Ferne hin übt, eben die der Abgestorbenheit sein. Denn man kann nur mittheilen, was man hat. Und nichts Abgestorbeneres und Stilleres als Saarmund. Über eine letzte Brücke hin rasselt unser Gefährt in die Stadt hinein: beschnittne Linden vor den Türen, über die Hof- und Gartenzäune strecken Holunderbäume die weißen Dolden, und wenn dann und wann eine Haustür sich öffnet und der eigentümliche Klapperton einer schadhaften Klingel über die Straße klingt, so horcht die ganze Stadt.

Unser Wagen war ein Ereignis. Einer stürzte halbrasiert ans Fenster, und der rückwärts gewandte Gruß, den ich ihm zuschickte, traf noch seine seifenschaumene Hälfte. Weiter. Endlich mündeten wir auf einen lindenumstellten Platz, der die „Freiheit“ hieß. Wir nahmen es als selbstverständlich hin. Warum sollte hier nicht Freiheit sein?

Der Eindruck des Oden, den die ganze Stadt macht, an dieser Stelle steigert er sich, denn hier war einmal Leben. Unter den Fenstern des ersten Stockes hin ziehen sich lange Wirtshauschilder: „Stadt Halle“, „Stadt Leipzig“, die sich fast wie Grabschriften lesen über einer Zeit, die nicht mehr ist. Hier führte vor fünfzig oder hundert Jahren die große Straße von Sachsen vorüber; hier war ein Hauptzollamt; und Saarmund hatte damals eine Bedeutung etwa wie Wittenberge heut oder irgend sonst ein Platz, an dem der Koffer untersucht und die Sprache des deutschen Wiedermannes in der Maut- und Zollnuance gesprochen wird. Das ist nun alles dahin. Die geschlossenen Fenster zeigen nichts mehr als lange Rou-

leaus, deren in der Schräge schwebende Landschaften auf ein völlig gestörtes Roll- und Räderwerk deuten; alle Krippen stehen leer, und müde vom Warten haben sie sich an die Wand gelehnt. Die Hühner picken drum herum. Wo sie's hernehmen, Gott weiß.

Ein eignes Geschick ist um gewisse Städte, wie um gewisse Menschen her. Sie sind anmutig, alles scheint für sie zu sprechen, und sie können es nichtsdestoweniger zu nichts bringen. So Saarmund. Einer der vielen Orte, die nicht leben und nicht sterben können und nur dazu da sind, im Herzen eines Vorüberfahrenden ein sentimentales Gefühl zu wecken.

An einem der Prellsteine von „Stadt Leipzig“, wo der Weg nach rechts hin abbiegt, stand ein Mann in mittleren Jahren, mit einem guten, zuverlässigen Gesicht. Seine Kappe hatte den Schnitt einer alten Landwehrmütze, sein Rock aber einen Stehkragen von dunkler Farbe. Eine Art Nachtwächterblau. Mir lagen immer noch die „Nutheburgen“ im Kopf, nach denen ich meine Suche nicht ohne weiteres aufgeben wollte. Das ist dein Mann, dacht' ich, und ließ halten.

„Sind Sie von hier?“

„Ja.“

„Das ist schön. Da kennen Sie gewiß die Nutheburgen?“

Der Ausdruck seines Gesichts ließ keinen Zweifel darüber, daß dieses Wort mit dem balladesken Doppel-U zum ersten Male sein Ohr traf. In seiner Antwort geriet er vom Hundertsten ins Tausendste, stolperte zwischen allerhand Lokalbezeichnungen wie Burgwall und Nuthebrücke hin und her und erzählte mir Dinge, die, wie gewöhnlich, auf alles mögliche Rücksicht nahmen, nur nicht auf den Gegenstand meiner Sehnsucht. Ich sah bald, daß der älteren märkisch-wendischen Heimatskunde hier keine Quelle floß, und war denn auch rasch entschlossen durch eine Diverfion jeder weiteren Verwirrung vorzubeugen.

„Ist sonst nichts da, das sich verlohnte?“

„Nichts als der Galgenberg . . . Da haben Sie die beste Aussicht: das ganze Nuthetal. Links Potsdam und rechts Trebbin. Es soll auch ein Schatz . . .“

„Gut, gut.“ Ich grüßte, gab dem Kutscher einen leisen Schlag, und im nächsten Momente ging es vom Straßendammbänken hinunter in den mahelnden Sand hinein.

Eine kurze Strecke Weges, da stieg der Berg mit dem ominösen Namen vor uns auf. Es war ein heißer Tag und Mittagsstunde; wir hielten deshalb und stiegen aus. Die Sonne fiel glühend auf den Abhang, den wir hinauf mußten. Vor uns weideten ein paar magere Schafe, die sich ihrer Magerkeit an dieser Stelle nicht zu schämen hatten; nur halbverbranntes, moosartig kurzes Gras zog sich über den Sand hin, und nichts grünte als die Wolfsmilch. Endlich oben.

Es lohnte sich schon. Wie um dem Missetäter das Scheiden doppelt schwer zu machen, stellte das Mittelalter seinen Dreibaum immer auf die höchsten und schönsten Punkte.

Und wieder stand ein Dreibaum dort oben vor uns, aber freilich das Kind einer anderen Zeit: ein Vermessungsinstrument spreizte seine drei mageren Beine.

Das helle Licht hinderte den Blick; nur mitunter kam eine leise Trübung, und das Auge konnt' alsdann die Landschaft umfassen. Zu Füßen: Saarmund mit seinen roten Dächern und rotem Turm; dahinter die Wiesen und die Ruthe; jenseits aber die stillen Dörfer des Teltow und diesseits die stilleren Berge der Zauche.

Wer nach uns an diese Stelle tritt, der freue sich des Bildes und der allgemeinen Vorstellung: An diesem Wasserlauf entlang lagen also die Rutheburgen! Und er nehme dies Bild und diese Vorstellung in Dankbarkeit mit heim. Aber er hüte sich, auf weitere Forschungen und Entdeckungen ausziehen zu wollen. Die Rutheburgen necken ihn nur und sind wie die Fata Morgana dieser Zauchewüste. Wenn er sie zu haben glaubt, so hört er den Mittagsgeist lachen, das Bild zerrinnt und — die Rutheburgen sind ihm ferner denn zuvor.

Blankensee

Da sagte die Mark: Eh bien, wohlan,
Ich kann dasselbe wie Kanaan,
Und will sich's seiner Sarah berühmen,
So hab' ich meine Frau von Thümen.

Eine halbe Stunde südlich von Saarmund, immer am Ufer der Muthé hin, fahren wir in einen schmalen, spitz auslaufenden Landesteil ein, den wir am besten als den „Thümenschen Winkel“ bezeichnen. Dieser Thümensche Winkel, in Zeiten, die nicht allzuletzt zurückliegen, hatte eine gewisse politische Bedeutung, denn er war sächsisches Land, das sich an dieser Stelle weit ins Brandenburgische hineinschob, so weit, daß die Entfernung bis Potsdam nicht voll zwei Meilen betrug. Das war denn, wie sich denken läßt, in den Tagen Friedrich Wilhelms I. eine Sache von „Importance“, jeder Deserteur wußte davon; und so unbequem der Thümensche Winkel für den König lag, so bequem lag er für den Flüchtling.

Von dieser „Importance“ ist dem Thümenschen Winkel begreiflicherweise nichts geblieben, und er muß sich jetzt wieder mit dem begnügen, was er sonst noch aufzuweisen hat, meist Dinge, die viel weiter in unsere Geschichte zurückgehen, als die „großen Blauen“ von Potsdam.

Die Residenz dieses Fleckchens Erde heißt Blankensee. Hier haben die Thümens ihr Herrenhaus, hier ihre Kirche, ihre Gruft. Auch an Sagen fehlt es nicht, in denen irgendein Vorbesitzer, aber immer ein Thümen, seine halb spukhafte Rolle spielt. Wir werden in der Folge noch davon zu erzählen haben.

Es war Mittagsstunde, als wir vor dem Gasthause hielten. Der Wagen fuhr in den breiten Schatten einer Linde, während wir uns rüsteten und mit den Augen überallhin umherfragten. Unser erstes war ein Gang durch das Dorf. Am schönsten gelegen ist das Herrenhaus. In Front ein Eisenbruch, an den Flügeln zwei breite Seespiegel, und zwischen Schloß und Park ein Wasserlauf, der diese beiden Seeflächen verbindet — das ist in großen Zügen die Szenerie. Das Gesträuch des Parkes wuchs weit über das Wässerchen hin und

schuf einen Laubengang, unter dem die Enten auf und ab fuhren und sich's wohl sein ließen.

Inzwischen brannte die Sonne mehr und mehr, und die Schatten des Parkes luden uns zum Verweilen ein. Aber es war doch schließlich ein anderes, was uns hierher geführt hatte, weshalb wir denn auch Park und Schloß aufgaben, um uns zunächst eines sagen- und landeskundigen Blankenseers zu versichern.

Der Zufall wollt' uns wohl, und am Dorfrande wurden wir alsbald eines Mannes ansichtig, der in einem offenen Torwege stehend, unserm unsichren Umhersuchen schon seit einiger Zeit gefolgt zu sein schien. Als er uns auf sich zukommen sah, kam er uns seinerseits unter artigem Gruß entgegen. Es war ein großer, schöner Mann von militärischer Haltung, dabei zugleich von jener ruhigen Sicherheit, wie sie die bibelfesten Leute zu haben pflegen. Es entspann sich folgendes Gespräch.

„Wir wollen auf den Kapellenberg. Können Sie uns den Weg zeigen?“

„Ich kenn' ihn nicht. Aber nach dem, was ich gestern gehört, ist er nicht zu fehlen.“

„So sind Sie nicht von Blankensee?“

„Nein. Ich bin erst seit acht Tagen hier.“

„In der Schäfererei?“

„Ja.“

„Der Schafmeister?“

„Nein. Ich bin sein Knecht.“

Mein Begleiter und ich sahen einander an, und eine kleine Pause trat ein. Der unumwundenen Erklärung, „ich bin dieses oder jenes Mannes Knecht“ begegnet man in Städten niemals und auf dem Lande nicht allzuhäufig. Man sucht sich ausweichend zu helfen, so gut es geht. „Ich bin bi Schulz' Borchardten sine Peerd“, so oder ähnlich wird das Wort umgangen. Was uns aber in dem vorliegenden Falle noch ganz besonders frappierte, war das korrekte Deutsch und der männliche und zugleich bescheidene Freimut, in dem die Antwort gegeben wurde. Diese so seltene Demut und Wahrheitsliebe verfehlte nicht eines Eindrucks auf uns, und wir freuten uns, als unser neuer Bekannter darum bat, uns begleiten zu dürfen. Er war, wie sich bald ergab, aus der Provinz Sachsen, hatte in der Garde gedient und war dann sechs oder sieben Jahre lang der

Diener in einem altlutherischen Hause und der Pfleger eines einzigen gichtbrüchigen Sohnes gewesen. So war denn vieles erklärt. Was ihn aus der großen Stadt in dies abgelegene Dorf geführt, erfuhren wir nicht.

Erst über ein breites Brachfeld hin und bald danach einen Waldweg hinauf, erreichten wir die Kuppe des unser nächstes Ziel bildenden Kapellenberges und betraten den alten Bau, der seinerzeit diesem Berge den Namen gegeben. Zwei Wände sind eingestürzt, zwei stehen noch, so daß es auch für den Laien ein leichtes ist, sich alles wieder in Vollständigkeit vorzustellen. Es war eine gotische Kapelle, zehn Schritt im Quadrat, nach allen vier Seiten hin offen, genau nach Art jener Baldachine, denen man in alten Domen so oft über dem Altar begegnet.

Ob dieser Bau vordem ein Wallfahrtsort war, ist schwerlich noch mit Sicherheit festzustellen, aber das scheint mir gewiß, daß er kirchlichen Zwecken und nur solchen diente. Die Konsolnische, darauf das Muttergottesbild stand, ist noch wohlerhalten, und so muß es denn einigermaßen überraschen, in selbst guten Büchern auf folgende Versicherungen zu stoßen: „Es verrät nichts hier, daß das Gebäude jemals kirchlichen Zwecken gedient haben könne. Der Zweck desselben war ein militärischer; es war eine Burgwarte. Das Gemäuer zeugt von hohem Altertum, und es ist mindestens möglich, daß es, wenn nicht aus der Slawenzeit, so doch aus der Zeit der deutschen Eroberung stammt. Es diente wohl als Zwischenstation für die Burgen Trebbin und Saarmund.“ So viele Zeiten, so viele Fehler¹. Der ganze Bau war niemals etwas anderes, als eine recht-

¹ Solche Urteile datieren noch aus einer Zeit her, wo die Kenntnis über künstlerische, speziell über architektonische Dinge gleich Null war. Kugler, Schnaase, Lübke haben eine völlig „neue Ara“ geschaffen. Während jetzt jeder aus Rund- oder Spitzbogen, aus Tonnen- oder Kreuzgewölbe den Stil und das Jahrhundert einer Kirche leidlich genau zu bestimmen weiß, stand man früher vor diesen Dingen wie vor einem Rätsel und unterschied das Alter zweier Gebäude oft rein nach dem Grade äußerlichen Verfalls, dabei zur Architektur eine kaum wissenschaftlichere Stellung einnehmend, wie die Kinder zur Pflanzenkunde, wenn sie die Blumen in blaue, rote und gelbe teilen. Dies muß man immer gegenwärtig haben. In jenen Zeiten absoluter baugeschichtlicher Unkenntnis sind durch im übrigen grundgescheite Leute grundfalsche Dinge zu Papier gebracht worden, die nun ausgerüstet mit der Autorität eines Namens von Buch zu Buch unsterblich weiterwandern.

winkelige Zusammenstellung von vier offenstehenden Portalen, genau das Gegenteil von Festung, Warte, Burg. Es ist ein Kapellchen aus dem 14. oder vielleicht auch erst aus dem 15. Jahrhundert, so daß hier mutmaßlich ein Rechenfehler von dreihundert Jahren zu verzeichnen bleibt.

An diesen Kapellenberg knüpfen sich zahlreiche Sagen, die, wie verschieden auch in ihrer Einkleidung, doch sämtlich auf das alte, namentlich in unserer Mark beliebte Thema hinauslaufen, „daß daselbst ein Schatz vergraben sei“. Noch in diesem Jahrhundert kam ein Herr von Thümen ventre à terre* von Berlin geritten, ließ Bauern und Tagelöhner wecken und zog in langer Kolonne den Berg hinauf, um unter dem alten „Bocksbornstrauch“, der die linke Kapellenecke mit seinem Gezweige füllt, bohren und graben zu lassen. Denn unter dem Bocksbornstrauche liegt der Schatz. Aber der Schatz kam nicht, und der tolle Herr von Thümen mußte es schließlich doch wieder aufgeben, gerade so wie es 100 Jahre früher (noch in der sächsischen Zeit) auch sein Ahnherr, der alte Kreisdirektor von Thümen hatte aufgeben müssen, „obwohlen der schon ganz nahe daran gewesen“. Die Sage von diesem alten Kreisdirektor aber, die noch von Mund zu Mund geht, ist die folgende: Es war wohl schon den dritten Tag, und sie gruben immer noch. Da kamen sie bis an eine eiserne Türe mit einem Schlüsselloch, und durch das Schlüsselloch konnten sie hineingucken und eine mit Geld aufgehäuften Braupfanne sehen. Und auf dem Gelde saß der Böse. Der alte Kreisdirektor aber hat trotz alledem nicht ablassen wollen und hat angefangen zu parlamentieren und an den Bösen zu schreiben. Vorerst hat sich keiner finden wollen, um die Briefe zu bestellen, zuletzt aber hat sich doch einer gefunden, der Ebel hieß, und hat alle Nacht einen Brief vom alten Kreisdirektor auf den Kapellenberg getragen. Und immer wenn er an die rechte Stelle gekommen, um den Brief hinzulegen, hat schon ein Brief vom Bösen dagelegen und ein Münzgrofchen dabei als Botenlohn. So haben sie sich geschrieben hin und her, der Böse und der Herr Kreisdirektor, und immer um die zwölfte Stunde war Ebel auf dem Kapellenberg. Und der Böse schrieb zuletzt: „Der Herr Kreisdirektor solle wahr und wahrhaftig alles haben; aber den Briefträger müßte er ihm geben und den Arm vom See, der die ‚Lanke‘ heißt, auch.“ Das hat aber der

* in gestrecktem Galopp.

Kreisdirektor nicht gewollt, weil es Ebeln sein Leben und wohl auch noch andere Menschenleben gekostet hätt'. Denn wenn der Böse erst den Seearm gehabt hätt', so wäre mancher mit'm Kahn verunglückt oder im Winter auf'm Eis und hätt' ertrinken müssen. Alle Jahr hätte wenigstens einer 'ran gemußt. Und so ist denn die Braupfanne voll Geld nicht gehoben worden und liegt heute noch.

So die Sage.

Wir unsrerseits aber, als wir uns an dem Bocksdornstrauche zu schaffen gemacht, erblickten unter seinem Gezweige nichts als einen Haufen allerleißigster Ameisen. Ein Avis an alle müßigen Schatzgräber, den Schatz da zu suchen, wo er liegt.

Als wir noch plauderten und nach einem Aussichtspunkte suchten, zogen einige von Blankensee kommende Kirchgänger über den Berg, ihrem Nachbardorfe zu. Der Gottesdienst war also aus, und wir gingen nunmehr zurück, um auch unsrerseits unsern Besuch in der Kirche zu machen. Unser freundlicher Begleiter verabschiedete sich am Eingange, mutmaßlich um uns nicht länger zu behindern, vielleicht auch aus sektiererischem Geiste.

Im Innern bot sich uns anfänglich nichts, was sich über den Durchschnittsinhalt alter Dorfkirchen erhoben hätte; bei näherer Betrachtung aber zeigte sich doch mancherlei: Grabsteine, Bilder und Schildereien. Ein Epitaphium galt einem alten Kreishauptmann im sächsischen Kurkreise, Herrn Christian Wilhelm von Thümen, dessen Porträt von zwei Engeln gehalten wurde. Weiter unterwärts erblickten wir eine sich in den Schwanz beißende Schlange, mit dem inschriftlichen Zusätze, „daß seine Ehe mit Sabine Hedwig von Schlieben durch achtzehn Kinder gesegnet worden sei“.

Wenn uns nun hier ein an Erzvater Jakob erinnernder Segen entgegentrat, so gemahnten dafür andre sich vorfindende Denkmäler: ein Grabstein und eine Schilderei mehr an Abraham und Sarah. Auf dem Grabsteine lasen wir freilich nur die Worte, daß „Anna von Schlabrendorf, Kuno von Thümens ehelich Gemahl in Kindesgeburt gottselig entschlafen“ sei, das Bildnis aber vervollständigte diese kurze Mitteilung in einem ihm angefügten Reimsprüche:

Hier liegt begraben ohne Qual
Kuno von Thümens ehlich Gemahl,

Die tugendsame Frau Anna gut
 von Schlabrendorf das edle Blut,
 Welche gegeben war von Gott
 Dem Runo von Thümen bis an den Tod.
 Als ihm eine Tochter sie gebar,
 Zählte sie siebenundsechzig Jahr.
 Am ersten Jännertag es war.
 Sei ihr gnädig Herr und Gott
 Und helf auch uns aus aller Noth.

So wenig befriedigend diese Reime sein mögen, so trefflich ist das Bild, unter dem sie stehen. Es ist gute Lukas Cranach'sche Schule. Nach Sitte der Zeit: Sündenfall, Gesetzgebung, eherne Schlange, Kreuzigung und Auferstehung, alles dicht nebeneinander stellend, gibt es auf engem Raume den Hauptinhalt der christlichen Heilslehre.

Dies Bild, zum Gedächtnis Anna von Schlabrendorf's gemalt, ist wie das künstlerisch beste so auch das interessanteste, was die Kirche bietet. Keineswegs aber ist die Reihe der Sehenswürdigkeiten und Erinnerungsstücke damit abgeschlossen. In einer Ecke, beinahe unmittelbar über dem vorerwähnten Grabstein, hängen Schwert und Sporen² eines längst heimgegangenen v. Thümen, und in der

² Schwert und Sporen hingen früher dem herrschaftlichen Chore gegenüber, zu dem eine Treppe von außen hinaufführt. Diese beiden Zufälligkeiten waren genug, um folgende Sage heranwachsen zu lassen. „Da war mal ein Edelmann, der kümmerte sich nicht um Gott und Menschen. Er dacht, er sei Herr über alles, und in seinem Übermut ritt er in die Kirche gleich die Treppe hinauf, die zu dem Chore führt. Hier aber bäumte das Pferd und überschlug sich, so daß beide in das Schiff der Kirche stürzten und Hals und Beine brachen. Zum Zeichen des und zugleich zur Warnung sind Degen, Schwert und Sporen dem Chore gegenüber aufgehängt worden.“ — So die Sage. Schon bei früheren Gelegenheiten hab' ich ausgeführt, wie die „mythenbildende Kraft“ des Volkes mit Vorliebe, ja vielleicht immer, an solche rein äußerlich gegebenen Dinge anknüpft, vor- ausgesetzt, daß diese Dinge zugleich unklar und rätselvoll genug sind, um die Phantasie in Bewegung zu setzen und die freieste und selbst willkürlichste Auslegung zuzulassen. Aber so willkürlich die Auslegung sein mag, sie schwebt nie ganz in der Luft und haftet immer an etwas Gegebenem. Die ganze Gruppe von Sagen, um die sich's hier handelt, könnte man als poetische Mißverständnisse, noch richtiger als poetische Mißdeutungen bezeichnen. Mißdeutung im Sinne von irrthümlicher Deutung.

Höhe des neuerbauten Turmes befinden sich die durch den ganzen Thümenschen Winkel hin bei jung und alt bekannten „Glocken von Blankensee“, daran allerlei Sagen anknüpfen wie an den Kapellenberg.

Es war um die vierte Stunde fast, als wir aus dem Kirchhofstor wieder in die Dorfgasse hinaustraten. Hier hatte sich inzwischen das Bild verändert: Die Stille des Sonntagvormittags war hin, und die Heiterkeit des Nachmittags hatte begonnen. Um die Dorflinde drehte sich das junge Volk im Ringelreihen, und die Dirnen — wie immer tanzlustiger als das männliche Element — deckten jedes Defizit durch Anleihen bei sich selbst. Wir sahen auf das fröhliche Treiben, und hätt' uns jemand die Ehre angetan, wir hätten's wohl auf jede Gefahr hin selber noch gewagt. Aber die Versuchung blieb aus, und unser Wagen fuhr vor.

Und nun mahlten wir wieder durch den Sand. Eine Weile noch, wenn wir uns umsahen, sahen wir die springende Bewegung und die roten Tücher. Dann aber kam eine Biegung des Weges, alles was Bild gewesen, war hin, und nur die Posaunen markierten noch den Takt und erzählten uns von dem lustigen Volk in Blankensee, „der Residenz des Thümenschen Winkels“.

Trebbin

Und ein Haus mit Siebelspißen
Hat uns gastlich aufgenommen,
Läßt uns freundlich niederstehen
Auf der Bank, der blanken, alten,
Die mitsamt dem schmalen Tische
Dem Jahrhundert standgehalten
Hier in dieser Fensterische.

G. Hefekiel

Ein junger Jurist, ein sogenannter Gardeassessor, war nach Trebbin verschlagen worden. Was ihn hierher geführt, ob Schuld, ob Liebe, wer sagt es? Wahrscheinlich war es einfach die lockende Nähe der Hauptstadt, ein Fehler (un crime vaut mieux qu'une faute*), für den er nun zu büßen hatte. Tag um Tag saß er an der „Table d'hôte“ des damals einen und einzigen Gasthauses. So vergingen Monde. Die Zeit schien endlos.

Einmal, an einem stillen Sommersonntage, setzte man sich wieder zu Tisch. Die Fenster standen auf, und man hörte nichts als den Starmaz, der in seinem Käfig auf und ab sprang, und das Zusammenschlagen der Bälle vom dritten Zimmer her, wo zwei Trebbiner Kommis sich im Billard und im Französischen übten. Es gab Kalbsbraten und Salat. Dem Assessor gegenüber saß die Wirtin, eine blasse Dame von dreiunddreißig, mit Korkzieherlocken, eine jener Hagern und Hochaufgeschossenen, die von alter Zeit her das Vorrecht haben, sich „unverstanden“ zu fühlen. Und was das schlimmste war, auch der Assessor hatte das Verständnis nicht finden können. Er schob eben eine Gartenschnecke, die sich beim Salatnehmen durch Klappern auf dem Teller bemerkbar gemacht hatte, leise-verlegen auf den Tellerrand, sah sich um und stellte zu besserer Kaschierung (und vielleicht auch eine Vorahnung im Gemüte) die große Wasserkaraffe zwischen sich und die Wirtin. Aber was er vermeiden wollte, beschwor er nur herauf: die Wasserkaraffe begann als Vergrößerungsglas zu wirken, und die Schnecke nahm wahre Riesendimensionen an. Es war „Absicht“, der Affront erwiesen. So wenigstens schien es. Alle dreiunddreißig Locken (sie gingen mit der Alterszahl) begannen zu zittern, und über den Tisch

* Ein Verbrechen ist besser als ein Fehler.

hin Klang es in einem hohen und allerhöchsten Tone: „Herr Assessor, wenn es Ihnen bei mir nicht schmeckt, so muß ich Sie bitten, anderswo zu essen.“

Man muß an Ort und Stelle gewesen sein, um die ganze Tragweite dieses „anderswo“ zu begreifen.

Dieser kleine Hergang ist mir immer als Signatur von Alttrebbin erschienen. Aber auch heute noch erinnert der Ort an jene Wirtin und ihre Nache, trotz Zugerassel und Lokomotivenpfeiff.

Ich passierte die Straßen, und überall bot sich dasselbe Bild: die Kirche so trist wie die Stadt, und die Stadt so trist wie die Kirche. Hier und dort spreizte sich eine Toilette, das einzige, woran sich die Nähe der Hauptstadt erkennen ließ; aber dieser Glitter ließ die Stadt nur um so farbloser, und die farblose Stadt hinwiederum den Glitter nur um so prahlerischer erscheinen.

Menschen, Häuser, Kirche, sie gaben nichts heraus!

Und doch eine Stelle hat auch der stillste, der verschwiegenste Ort, wo er zu dem Fremden sprechen muß, und erst wenn auch hier alles schweigt, darf man mit einiger Gewißheit vom Tode der Lebendigen sprechen.

Ich ging also hinaus. Links vorm Tore dehnt sich der Friedhof, ein ummauertes Feld. Es war ein Begräbnisplatz vor fünfzig Jahren und länger; dann gab man ihn auf, ließ die Stätte brachliegen und die Hügel verfallen. Endlich, als alles ein Grasplatz geworden, zog ein neues Geschlecht hier wieder ein. So ist der Friedhof ein ganz alter und ein ganz neuer. Der Interimsfriedhof liegt an anderer Stelle.

Nachmittagssonnenschein flimmerte um die Gräber. Auf den frisch aufgeschütteten Hügeln lagen halbverwelkte Kränze, die Blumen, die vorherrschten, waren Schwertlilien, und Akazienduft von umherstehenden Bäumen zog drüber hin. Das war anheimelnd genug. Aber nüchtern lagen die Steine, deutungslos standen die Kreuze; Nam' an Name, Spruch an Spruch, nichts was zu Herzen ging oder die Phantasie bewegte. Tot die Gräber wie drinnen die Häuser.

Und so wandt' ich mich denn unwirsch in die Stadt zurück, um es drinnen unter den Menschen noch einmal zu versuchen.

Aber wohin? Man wies mir einen Metzgerladen, „dort gäb' es den besten Kaffee“. Wohlan, ich akzeptierte. Wenn man gar nichts

mehr anzufangen weiß, ist das Klappern mit der Tasse noch immer das geratenste.

Des ersten Eindrucks wurd' ich nicht froh. An der Ladentüre links und rechts bligten die herkömmlichen zwei Messinghaken, und an einem dieser Haken hing ein Hammel. Ich setzte mich auf eine nebenstehende Bank und bestellte, was mir als „Spezialität“ gerühmt worden war. Unter einer schattengebenden Pappel stand all die Zeit über der wohlwollend und distinguiert dreinschauende Besitzer von Haus und Hof, in dem sich mehr und mehr ein gewisses Unterhaltungsbedürfnis zu regen schien. Auch in mir. Aber ich konnte nicht über die Frage weg, ob ich ihn Wirt oder Meister anreden solle. Zu meinem Glücke wußt' ich damals noch nichts von seiner „Majorschaft“, ich wäre sonst in der Etikettenfrage steckengeblieben. Endlich entschied ich mich für Wirt.

„Eine schöne reine Luft, Herr Wirt.“

Dies war nun eigentlich nicht der Fall, denn der Hammel hing viel zu nah, als daß ich wahrheitsgemäß eine solche Versicherung abgeben durfte. Der Angeredete jedoch schien es aufrichtig zu nehmen und konnt' es auch vom unverwöhnten Standpunkte seines Metiers aus. Er erwiderte mir deshalb freundlich:

„Eine schöne, reine Luft. Trebbin hat eine gute Luft.“

Dieser Lokalpatriotismus, was sich auch gegen das Tatsächliche sagen lassen mochte, tat mir wohl und zwar um so wohler, als ich in betreff der wenigstens damals noch auf meinem Programme stehenden „Rutheburgen“ allerlei Hoffnung an einen so lokalpatriotischen Ausspruch knüpfte. „Das ist dein Mann“, dacht' ich. Und wirklich, was in Saarmund mißglückt war, hier konnt' es gelingen. Ich fuhr also fort:

„Sie haben ja wohl eine alte Burg hier? Burg Trebbin. Die vierte der Rutheburgen.“

„Nicht daß ich wüßte. Das muß vor meiner Zeit gewesen sein.“

„Gewiß. 700 Jahre... Und kein Burgwall? Kein unterirdischer Gang? Keine Stelle, die hohl klingt?“

„Nicht daß ich wüßte. Mit Ausnahme der Schützengilde von 1577...“

„Und kein Denkmal? Keine Mumie?“

„Nicht daß ich wüßte. Mit Ausnahme der...“

Es wurde mir immer klarer, auf was er mit endlich doch sieg-

reicher Beharrlichkeit hinauswollte. Ich ließ also den Strom seiner Rede fließen und warf erst ganz zuletzt und anscheinend ohne Zusammenhang die Frage dazwischen, ob er jemals von dem Maler Wilhelm Hensel oder doch von dessen Vater dem alten Pastor Hensel gehört habe.

Ein Kopfschütteln war die Antwort, und nur mit Mühe wurde festgestellt, daß der alte Pastor Hensel höchstwahrscheinlich schon vor seiner, des Wirts und Meisters Geburt verstorben sein müsse, eine Sache, betreffs deren ich nie den geringsten Zweifel unterhalten hatte.

Das Vorfahren des Wagens und der Peitschenknips des Kutschers schnitten weitere Nachforschungen ab, wobei mich's trösten mußte, schwerlich etwas anderes als die chronologische Reihenfolge der Trebbiner Schützenkönige eingebüßt zu haben. Noch ein Hutlupfen unsererseits, noch eine gegengrübende militärische Handbewegung des „Majors“ — und unser Jagdwagen klapperte über das Pflaster hin.

Die Kirchhofstüre stand noch offen, und die Schwertlilien blühten noch.

Über „Burg Trebbin“ bin ich auch nachträglich ohne Mitteilung geblieben, aber von Wilhelm Hensel will ich erzählen.

Wilhelm Hensel

Wenn zwei Lose vor uns legt ein Beschluß der Zeit,
Schwer ist's, wirklichem Ruf folgen und falschen klebn! . . .

Sieh, dich lockten indes heimische Triebe bald
Fernhin (wo in des Nord's Winter ein edler Fürst
Ausfüt ein Athem des Geistes)

An die syythische, kalte Spree.

Platen

Wilhelm Hensel wurde den 6. Juli 1794 zu Trebbin geboren, wo sein Vater an der dortigen Marienkirche Geistlicher war. Schon einige Monate später übersiedelte man von Trebbin nach Linum, in dessen Pfarrhause wir denn auch unsern Wilhelm Hensel während seiner Knabenjahre zu suchen haben. Allen erforderlichen Unterricht gab ihm der Vater und bracht' ihn gut vorbereitet auf die Bergakademie. Das war 1809. Dem schon damals geäußerten

Wünsche des Sohnes, sich der Kunst widmen zu dürfen, hatte der Vater nicht nachgeben wollen.

Das Talent W. Hensels war aber zu ausgesprochen, als daß die Laufbahn, auf die seine Natur ihn anwies, ihm dauernd hätte verschlossen bleiben können. Seine eigenen Vorgesetzten ermunterten ihn, in seiner Beschäftigung mit den Künsten auszuharren, und als er bei bestimmter Gelegenheit ein Blatt in Wasserfarben ausführte, das innerhalb weniger Stunden eine ganze tropische Landschaft vor aller Augen hinzauberte, drang der Direktor des Instituts in ihn, das Bergfach aufzugeben und Maler zu werden¹.

Den Widerstand des Vaters, der auch jetzt noch fortbauerte, brach endlich der Tod. Pastor Hensel starb 1811, und unser Wilhelm Hensel war nun Maler. Er studierte Anatomie und Perspektive, zeichnete nach der Antike und dem lebenden Modell und bewährte sich als so tüchtig, daß er schon 1812 die Kunstausstellung (die erste, die in Berlin überhaupt stattfand) beschicken konnte.

Der Frühling 1813 unterbrach die kaum begonnene Laufbahn. Von Jugend auf voll patriotischen Eifers folgte er dem „Aufruf“ und trat in das eben damals errichtete Garde-Kosakenregiment ein. Ein kleines Gouachebild im Besitz der Familie stellt ihn blondlockig unter einem schwarzen Barett in dieser phantastischen Uniform dar. Er machte in dem genannten Truppenteile, der sehr bald in Namen und Erscheinung sich borussifizierte, die Schlachten bei Lüzen und Baugen mit, trat dann zu den Freiwilligen Jägern über, nahm teil an den Kämpfen des Yorckschen Korps und war unter denen, die zweimal in Paris einzogen, 1815 als Offizier. Hier war es auch, wo er in den Bildersälen des Louvre die Bekanntschaft des Grafen Blankensee machte und den Grund zu einem Freundschaftsverhältnis legte, das bis zum Tode fortbestand.

¹ Dies Blatt befindet sich noch in den zahlreichen Mappen, die Sebastian Hensel aus dem reichen Nachlasse seines Vaters aufbewahrt. Ich komme weiterhin auf diesen Nachlaß zurück. Was speziell dies aquarellierte Blatt angeht, so stellt es eine Felsenpartie dar, und Palmen und Baumtrümmer fassen ein Gewässer ein, in dem Mädchen baden. Es nimmt sich aus wie eine Farbenskizze zu einem großen Tapetenbilde. Als Arbeit eines in künstlerischen Dingen ohne jede Schule aufgewachsenen jungen Mannes mußte dieselbe damals überraschen. Heutzutage, wo jeder zeichnen und seinen Baumschlag machen kann, würde man dergleichen freilich ruhiger hinnehmen.

Nach dem Friedensschlusse kehrte W. Hensel zu seiner Kunst zurück, freilich auch zu seinen Bedrängnissen. Seit dem Tode des Vaters war es ihm eine Ehrenpflicht gewesen, für Mutter und Geschwister zu schaffen und zu sorgen; in diese Pflicht trat er jetzt wieder ein. Er malte Bildnisse, radierte Blätter, fertigte Zeichnungen für Almanache und Kalender, und sah sich durch Arbeiten dieser und ähnlicher Art in seinem Studium allerdings gehemmt; sein Fleiß indes und sein Vertrauen halfen über alles hinweg.

So vergingen Jahre, bis der Winter 1821 plötzlich Wandel schaffte.

Um die genannte Zeit (Januar 1821) war das russische Thronfolgerpaar, der spätere Kaiser Nikolaus und seine Gemahlin, zum Besuch in Berlin eingetroffen. Ein großes Fest sollte die Gegenwart beider feiern, und man beschloß, den eigentlichen Festesinhalt dem eben damals erschienenen und von aller Welt bewunderten Gedichte Thomas Moores: „Lallah Rukh“ zu entnehmen. Es war eine gute Wahl: der Gegenstand neu, die Situationen fesselnd, die Kostüme voll orientalischer Pracht. Und so schritt man sofort zur Ausführung.

Bei dem großen Interesse, das der Gegenstand damals erregte, mag es gestattet sein, bei dieser Lallah-Rukh-Feier rückblickend einen Augenblick zu verweilen.

Was zunächst die Dichtung selber angeht, die bereits wieder vom Schauplatz abgetreten ist (jede Zeit hat ihre Lieblinge), so ist der Rahmen derselben der folgende:

Abdallah, König der kleinen Bucharei, kommt auf einer Pilgerreise, die er nach dem Grabe des Propheten unternimmt, auch nach Delhi in Indien. Hier nimmt ihn Aurengzeb, Beherrscher von Delhi, mit großer Gastfreundschaft auf. Die Vermählung ihrer ältesten Kinder: des bucharischen Prinzen Aliris und der indischen Prinzessin Lallah Rukh wird beschlossen und soll demnächst in Kaschmir, wo Prinz Aliris zurückgeblieben ist, vollzogen werden. Lallah Rukh verläßt deshalb Delhi und begibt sich mit großem Gefolge nach Kaschmir. Unterwegs wird sie durch die poetischen Erzählungen eines jungen Dichters namens Feramors unterhalten, der sich unter den Personen befindet, die Prinz Aliris von Kaschmir aus zu ihrem Empfang ihr entgegengesandt hat. Vier Erzählungen sind es nun, die ganz besonders die Teilnahme der Prinzessin wecken: „Der verschleierte Prophet von Khorasan“, „Paradies und

Peri“, die Geschichte „von den Ghebern“ und „Nurmahal und Dschehangir“. Zuletzt fällt die Maske, und Feramors erweist sich als Prinz Miris selbst.

So der Rahmen. Es ist bekannt, daß die vier poetischen Erzählungen, die wir eben nannten, den eigentlichen Inhalt der Dichtung bilden. Es wurde nun beschlossen, die Aufführung dahin zu regeln, daß das Erscheinen Abdallahs am Hofe Nurengzebs durch einen großen, aus Bucharen und Indern bestehenden Festzug, der Inhalt der vier Erzählungen aber durch lebende Bilder unter Vortrag eines angepaßten musikalischen Textes dargestellt werden solle. Und so geschah es.

Unter den Klängen eines eigens für diese Feier komponierten Marsches setzte sich der aus 168 Personen bestehende Festzug in Bewegung, durchschritt die bekannten Paradekammern des Schlosses, trat in den weißen Saal ein und nahm hier vor der errichteten Bühne Platz. Nun ging der Vorhang auf, und in rascher Reihenfolge folgte Bild auf Bild, im ganzen zwölf. Der Erfolg war der glänzendste, wie bei den Kräften, die mitgewirkt hatten, nicht anders zu erwarten stand. Die Dekorationen waren das Werk Schinkels, die Musikstücke waren von Spontini komponiert; bei Feststellung der Kostüme waren die großen Werke von Forbes und Elphinstone benutzt worden. Alles was Berlin an glänzenden Namen und bekannten Persönlichkeiten aufzuweisen hatte, war geladen. Vier-tausend Gäste nahmen am Feste teil².

² An dem aus Bucharen und Indern bestehenden Festzuge wirkten folgende Personen mit:

Bucharen. Miris, Prinz der Bucharei: Großfürst Nikolaus von Rußland; Abdallah, Vater des Miris: Herzog von Cumberland; Abdallahs Gemahlin: Prinzessin Luise Radziwill; Bucharische Prinzen: Prinz Karl, Prinz August. — Herren im bucharischen Kostüm: Fürst Putbus. Graf Hardenberg. v. Adlerberg. v. Knobloch. v. Knobelsdorff. v. Massow. v. Bock. v. Geusau. Graf Kostik. Graf Meerfeldt. v. Poten. v. Stapleton. Graf Pückler. Graf Wartensleben. Graf Lynar. Graf Blumenthal. — Damen im bucharischen Kostüm: Gräfin Schuwaloff. Miß Rose I. Frä. v. Jagow. Frä. v. Brockhausen I. Gräfin Moltke. Miß Rose II. Frä. v. Brockhausen II. Frä. v. Kampf. Fürstin Lynar. Frau v. Hedemann. Frau v. Affenburg. Fr. v. Bülow. Fr. v. Witzleben. Gräfin Schlieffen. Frau v. Clausewitz. Fr. v. Fouqué. Frau v. Buddenbrock. Grä. Haack. Fräulein v. Massow. — Herren aus Kaschmir: Graf Brandenburg. v. Germann. v. Perowsky. v. Prittwitz. v. Bülow. Graf Gröben. v. Fouqué. v. Bud-

Wir kehren nun zu unserem W. Hensel zurück. Ihm war die Aufgabe zugefallen, die lebenden Bilder zu stellen, und das Geschick, das er dabei an den Tag legte, die Virtuosität vor allem, mit der er jeden Hauptmoment über die Dauer des Festes hinaus in Aquarellbildern festzuhalten wußte, verschafften ihm soviel Huld und Wohlwollen, daß man von jenem Lallah-Rukh-Feste an einen Wendepunkt in seinem äußern Leben datieren muß. Der König, in Betätigung seines Dankes, gab ihm die Möglichkeit, eine mehrjährige Reise nach Italien unternehmen zu können; was aber mehr als alles andere bedeutsam und entscheidend für ihn wurde, war,

denbrock. Grf. Gneisenau. Grf. Poninsky. — Damen aus Kaschmir: Frau v. Buch. Frau v. Nochow. Frau v. Ompteda. Fr. v. Bieder. Gräfin Harzenberg. Gräfin Gröben. Grf. Pappenheim. Fr. v. Tronchin. Gräfin Neale. Fräul. v. Schuckmann. Gräfin Haeseler.

Index. Aurengzeb, Großmogul: Prinz Wilhelm (Bruder Fr. W.s III.). Lallah Rukh: die Großfürstin von Rußland (früher Prinzessin Charlotte von Preußen). Dschehanara, Roschinara, Suria Banu, indische Prinzessinnen: die Herzogin von Cumberland, die Prinzessin Wilhelm, die Prinzessin Alexandrine. Bahadur Schah, Dschehander Schah, Dara, Kinder Aurengzebs: der Kronprinz (Fr. W. IV.), Prinz Wilhelm (der jetzige Kaiser) und die Prinzessin Luise. — Herren in indischem Kostüm: Fürst Lynar. Grf. Modène. v. Wigleben. v. Röder. v. Lümpling. v. Tronchin. v. L'Estocq. v. Thun. Grf. Arnim. v. Lucadou. v. Kahlde. v. Nochow. v. Hopfgarten. v. Thilau. Grf. Hompesch. v. Studniß. v. Möllendorf. Graf Schlieffen. Graf Moltke. v. Alvensleben. v. Heister. v. Jordan. v. Kapfengst. v. Thümen. v. Pourtales. v. Neuron. Prinz v. Rudolstadt. Prinz Solms. v. Rauchhaupt. Graf Waldersee. Graf Blücher I. Graf Blücher II. Graf Bethusy. v. Schöler. Grf. Lynar. v. Massow. v. Ostau. v. Heister. — Damen im indischem Kostüm: Fürstin Putbus. Lady Rose. Fürstin Carolath. Frau v. Senden. Gräfin Brandenburg. Fr. v. Seuner. Frau v. Lümpling. Gräfin Boß. Gräfin Schlippenbach. Fr. v. Arnstedt I. Fr. v. Bergh. Fr. v. Kleist. Gräfin Haack. Fr. v. Knobelsdorff. Fr. v. Hünerbein. Gräf. v. Lottum. Fr. v. Stegemann. Fr. v. Boguslawsky. Fr. v. Schuckmann II. Fr. v. Röder. Fr. v. Fouqué. Fr. v. Arnstedt II. Fr. v. Heister I. Gräfin Kalkreuth. Fr. v. Wiedenbruch. Fr. v. Martens. Fr. v. Miaskowska. Gräf. Hardenberg I. Fr. v. Malzhahn I. Gräfin Hardenberg II. Fr. v. Senden. Fr. v. Malzhahn II. Fr. v. Adeleps.

In den im Text erwähnten vier lebenden Bildern waren die Hauptrollen wie folgt verteilt. Der Prophet von Khorasan: Graf Gröben; die Peri: Prinzessin Elise Radziwill; der Engel des Lichts: Gräfin Mathilde Boß; der Emir: Fürst Radziwill; Nurmahal: Frau v. Perponcher, und Dschehangir: Herzog Karl von Mecklenburg.

daß Fanny Mendelssohn im Kreise der Ihrigen der Aufführung des Festes beigewohnt und dadurch unserem Hensel Gelegenheit zu näherer Bekanntschaft mit dem Mendelssohnschen Hause geboten hatte. Hensel, alsbald eingeführt und mit dem Bruder (Felix) befreundet, glaubte schon im Sommer 1822 um die Hand Fanny M.s anhalten zu dürfen; die Familie jedoch, mit Rücksicht auf die bereits feststehende Reise Hensels nach Italien, hielt es für besser, beide Teile vorläufig nicht zu binden, und vertagte die Entscheidung. Die Neigung des Paares überdauerte die Trennung. 1828 kehrte Hensel nach fünfjähriger Abwesenheit zurück, und das Jahr darauf vermählte er sich mit seiner von ihm gefeierten Fanny.

Die nun folgenden achtzehn Jahre seiner Ehe, einschließlich der ihnen vorausgegangenen fünf Jahre in Rom, wie es die Tage seines Glückes waren so auch die seiner künstlerischen Produktion. Alles Vorhergehende war Vorbereitung, alles Folgende Nachklang, halb virtuosos, halb geselliges Spiel. Alle seine größeren Arbeiten gehören der eben erwähnten Epoche seines Lebens an. Es sind die folgenden:

Transfiguration. Kopie nach Raphael. In Rom 1824—28 gemalt. Befindet sich im Raphaelsaal in Sanssouci.

Christus und die Samariterin. Rom, 1827. Ehemals im Besitze Fr. W.s IV. Wahrscheinlich in Schloß Bellevue.

Vittoria von Albano. Berlin, 1829—30.

Die Genzaneserin. Berlin, 1829—30.

Christus vor Pilatus. Berlin, 1832—38. Altarbild in der Berliner Garnisonkirche.

Mirjam. Berlin, 1836. Im Besitze der Königin Viktoria von England.

Christus in der Wüste. Berlin, 1837—38. Im Besitze König Fr. W.s IV.

Der Herzog von Braunschweig auf dem Balle in Brüssel (vor dem Treffen bei Quatrebras). Berlin. Im Besitze des Lord Egerton.

Hirtin im Lande Gosen, Motiv einer Figur aus der Mirjam. Berlin, 1839. Im Besitze der Herzogin von Sutherland.

Lebensgroßes Porträt des Prinzen von Wales. 1843. Zweimal gemalt. Das eine im Besitze König Fr. W.s IV., das andere im Besitze der Königin Viktoria.

König Wenzel. Berlin, 1844. Befindet sich im Kaisersaale des Römer, Frankfurt a. M.

Römische Frauen am Brunnen. Rom, 1845. Für den Berliner Kunstverein gemalt.

Betende Römerinnen. Rom, 1845. Im Besitze von Paul Mendelssohn-Bartholdy.

Felix Mendelssohn. Berlin, 1845. Lebensgroßes Kniestück. Im Besitze von Sebastian Hensel. Ofter kopiert.

Biwak des Herzogs von Braunschweig auf seinem berühmten Zuge nach der Nordsee, vor dem von den Franzosen besetzten Braunschweig. Die Bürger huldigen ihm. — Kolossalbild, für den Thronsaal in Braunschweig bestimmt gewesen. Unvollendet.

Des näheren auf diese Bilder einzugehen, müssen wir uns versagen. Nur wenige Worte. „Christus vor Pilatus“ pflegt als seine beste Arbeit angesehen zu werden und wird in der That in Stil und Komposition von keinem andern seiner Bilder übertroffen; wir dürfen indessen kaum fehlgreifen, wenn wir unter voller Würdigung eines großen, ihm gewordenen Aneignungstalentes (dies Wort im besten Sinne genommen), dennoch der Ansicht sind, daß seine vorzüglichste Begabung nach einer andern Seite hin lag. In eine spätere Zeit gestellt, die wenigstens in vielen ihrer besten Schöpfungen idealisierend an das reale Leben herantrat, würd' er ein geeigneteres Feld für seine Tätigkeit gefunden haben. Wir kommen weiterhin auf diesen Punkt zurück.

Den 14. Mai 1847 starb ihm die geliebte Frau, an der er vom ersten Tag ihrer Bekanntschaft an in schwärmerischer, immer wachsender Neigung gehangen hatte. Hiermit war ein neuer Wendepunkt in seinem Leben gegeben. Er nahm Abschied von jenem heiteren Reiche der Kunst, in das die Lallah-Rukh-Zage ihn eingeführt, in welchem die römischen Tage ihn befestigt, und die dreißiger Jahre ihn zu Ruhm und Ansehen erhoben hatten. Er nahm Abschied von diesem heiteren Reiche, sag' ich, wobei nur einzufügen bleibt, daß dieses Scheiden ein allmählich vorbereitetes Ereignis war. Cornelius' Erscheinen in Berlin, die gewaltige Tätigkeit desselben und vor allem die großartigen Entwürfe zum Campo Santo, die gerade damals entstanden, hatten ihn bereits um die Mitte der vierziger Jahre fühlen lassen, daß es vergeblich sei, neben diesem Niesen zu

ringen. Ein andres Gebiet sich untertan zu machen, dazu war es zu spät. Den Zeichenstift behielt er in der Hand, aber die Palette tat er beiseite.

Die bald eintretenden achtundvierziger Vorgänge, schmerzlich wie sie für sein loyales, ganz an dem alten Preußen hängendes Herz waren, erleichterten ihm andererseits in der Aufregung, die sie schufen, den Übergang aus einem Lebensabschnitt in den andern: aus seinem künstlerischen Schaffen in ein künstlerisches far niente*. Die März-tage sahen ihn in Waffen, der alte Jägeroffizier lebte wieder auf, und als Kommandierender stand er an der Spitze des „Berliner Künstlerkorps“.

Keiner war dazu berufener als er. Royalist und alter Militär auf der einen Seite, kannt' er doch andererseits auch die Künstlernatur genau genug, um mit diesem Faktor zu rechnen. So gelang es ihm, dem ganzen Korps, das sich aus disparaten und zum Teil auch wohl aus desperaten Elementen zusammensetzte, einen preussisch-loyalen Charakter zu geben und eine Truppe heranzubilden, die wenigstens so zuverlässig war, wie's ein solches Freikorps überhaupt zu sein vermag.

Die politische Erregung Hensels überdauerte den Sommer achtundvierzig, ja sie steigerte sich während des Reaktionsfiebers und schwand erst, als auch dieses geschwunden war. Es kehrten ihm nun ruhigere Tage zurück, und an dieselbe Wand, an der die Büchse des Freiwilligen Jägers und die Palette des Malers bereits hingen, hing er nun auch das Rüstzeug des Parteikämpfers: die politische Broschüre, den Aufruf und das Wahlprogramm. Er war jetzt über sechzig, und die Zeit war da, wo man nicht mehr vorwärts und kaum noch um sich, sondern nur noch rückwärts blickt.

Nur in einem blieb er ganz und gar der Alte: in seinen geselligen Beziehungen. Nicht mehr die Kämpfe der großen Stadt, auch nicht eigentlich ihre Bestrebungen bewegten ihn, aber dem Leben und Geplauder der mannigfachsten ihm befreundeten Kreise blieb er mit Vorliebe zugewandt. Er war nun ganz das geworden, was man eine „Figur“ nennt. Jeder kannt' ihn, jeder wußte dies und das von ihm zu erzählen: Guttaten und Schwänke, Bonmots und Impromptus. Er war in gewissem Grade „der alte Wrangel in Zivil“. Dies Gefühl der Zugehörigkeit zu Berlin, in dem er ein volles halbes Jahr-

* Nichtstun

hundert gelebt hatte, überkam ihn mit immer steigender Gewalt und nahm schließlich fast die Form einer Krankheit an. Der Aufenthalt bei den liebsten Personen, wenn diese nicht dem hauptstädtischen Verbandszugehörten, begann ihm nach wenig Tagen schon ängstlich und bedrücklich zu werden, und durch all seine Heiterkeit hindurch erkannte man dann eine Unruhe, die nichts anderes war als Heimweh. Ein Gefühl, das manchem ein Lächeln abnötigen wird. Aber es war so. Der Gedanke, von einem Provinzialarzt behandelt oder wohl gar auf einem ostpreussischen Dorfkirchhofe begraben zu werden, barg etwas Trostloses für ihn, und sein alter, unerkünstelter Frohsinn kam ihm erst wieder, wenn er die beiden Gensdarmtürme und die Schloßkuppel am Horizont austauschen sah.

So erschien der Spätherbst 1861. Hensel sollt' ihn nicht überdauern. Schön, wie er gelebt, so starb er. Eine menschenfreundliche Handlung wurde die mittelbare Ursache seines Todes. Ein Kind aufrassend, das in Gefahr war, von einem Omnibus überfahren zu werden, verletzte er sich selbst am Knie. Von da ab lag er darnieder. Am 26. November schloß sich sein Auge. Sein Tod weckte Trauer bei vielen, Teilnahme bei allen.

Soviel über den Gang seines Lebens. Wir werfen noch einen Blick auf seinen Charakter, seine Begabung, seine Arbeiten, immer nur bei dem Bemerkenswertesten verweilend.

Wilhelm Hensel gehörte ganz zu jener Gruppe märkischer Männer, an deren Spitze als ausgeprägteste Type der alte Schadow stand. Naturen, die man als doppeltebig, als eine Verquickung von Derbheit und Schönheit, von Gamaschentum und Faltenwurf, von preussischem Militarismus und klassischem Idealismus ansehen kann. Die Seele griechisch, der Geist altenfränkisch, der Charakter märkisch. Dem Charakter entsprach dann meist auch die äußere Erscheinung. Das Eigentümliche dieser mehr und mehr aussterbenden Schadowtypen war, daß sich die Züge und Gegensätze ihres Charakters nebeneinander in Gleichkraft erhielten, während beispielsweise bei Schinkel und Winckelmann das Griechische über das Märkische beinahe vollständig siegte. Bei Hensel blieb alles in Balance; keines dieser heterogenen Elemente drückte oder beherrschte das andre, und die Neuuniformierung eines Garderegiments oder ein

Witzwort des Professor Gans interessierten ihn ebenso lebhaft wie der Ankauf eines Raphael.

Seine Begabung, wie schon hervorgehoben, war eine eminent gesellschaftliche. Das bewies sein Leben bis zuletzt. Er exzellierte am Festtisch, war ein immer gerngesehener Gast, heiter, gesprächig, jedem Scherze zugeneigt und zugleich doch voll jenes feinen Ehrgefühls, das, während es selber die Grenzlinie wahrte, die Linie des Schicklichen stillschweigend auch von anderen gewahrt zu wissen verlangt. So schrieb er, als er bei bestimmter Gelegenheit sich verlegt glaubte, folgendes an Graf B.:

„Gesellschaftliche Demütigungen sind das Verlegendste, was es gibt! Du weißt, daß ich Standesunterschiede ehre und liebe, ihnen auch gern die äußere Anerkennung zolle; allein der Höhere, der mich durch Annäherung ehrt, muß auch die Überzeugung fühlen, daß ich meine eigene unantastbare Ehre habe. Nur diesem festen Gange meines Lebens, nie andringend aber auch nie schmiegsam zurückweichend, hab' ich wohl das reiche Maß von Huld und Güte zu danken, welches mir bisher geworden ist. Und wie ich war, werd' ich bleiben.“

Er war heiter und gesprächig, so sagt' ich. Die Anekdote, der Toast, der Versebrief, das Gelegenheitsgedicht — alles war ihm untertan. Seine eigentlichste Meisterschaft aber, zugleich seine vollste Eigenart, zeigte er auf dem Gebiete des Impromptu. Hier feierte er seine größten und entschiedensten Triumphe. „Bin Onkel Bonbonkel . . .“ „Da kommt Abeken im Trabekel“ — in solchen plötzlich aufschießenden Reimen war er groß, und das geschickte Operieren mit einem epigrammatisch zugespitzten Calembourg verstand er besser als einer. Er war kein Dichter, aber man hätt' ihn „Wilhelm den Reimer“ nennen können. Eine Sammlung dieser „geflügelten Worte“, wenn es möglich wär' eine solche noch nachträglich zu veranstalten, würd' ein Witz- und Anekdotenbuch und zugleich eine Personen- und Charakterzeichnung aus dem zweiten Viertel dieses Jahrhunderts sein.

Von gesellschaftlicher Bedeutung war auch seine Kunstweise, zumal wenn wir von der Zeit absehen, wo er noch unmittelbar unter dem Einfluß Italiens und der großen Meister stand. Was er in der Gesellschaft und für die Gesellschaft schuf, das wird unter allem, was er künstlerisch geleistet, das Dauerndste sein. Es sind dies seine

während eines Zeitraums von vierzig Jahren entstandenen Porträts, die soweit meine Kenntnis reicht, eine in ihrer Art einzig dastehende Sammlung bilden.

Diese Sammlung, in Händen seines Sohnes Sebastian H. befindlich, besteht aus siebenundvierzig Jahresmappen, die in einem alten Schildpatt- oder Bouleschranke aufbewahrt werden und die ganze obere Hälfte desselben füllen. Schon die bloßen Mappen-Deckel bilden eine Sehenswürdigkeit. Bekanntlich gab es in früheren Jahrhunderten auch eine Buchbinderkunst, und einer solchen halbuntergegangenen Kunstpoche scheinen diese Mappen anzugehören. Sie sind alle verschieden in Farbe wie Stoff; Samt, Seide, Maroquin wechseln ab; das Vergilbte und Verschossene kleidet ihnen gut; die Goldverzierungen sind schön erhalten; einzelne tragen auf dem oberen Deckel ein Mosaikbild oder eine Gemme. Darunter ein geschnittener Onyx von der Größe einer Damenuhr, die Entführung der Europa darstellend. Ebenso schön wie wertvoll.

Diese siebenundvierzig Mappen nun, die von 1815 bis 1861 reichen und je nach der Jahresausbeute dünn oder voluminös sind, enthalten nicht weniger als 1027 Porträtköpfe. Man darf sagen, alles oder doch fast alles, was in diesem langen Zeitabschnitt in ganz Mitteleuropa zu Ruhm und Ansehen gelangte, das gibt sich hier ein Rendezvous. Gruppieren wir den Gesamthalt nach den Nationalitäten, so finden wir außer ungezählten Deutschen 52 Engländer, 43 Italiener, 31 Franzosen, 17 Russen und Polen, und in Einzelexemplaren gesellen sich ihnen zu: Griechen, Janarioten, Rumänier, Montenegriner, selbst ein indischer Fürst und ein Mexikaner. Lassen wir die Scheidung nach Nationalitäten fallen und gruppieren statt dessen nach Beruf und Lebensstellung, so geben die Mappen unter Ausschluß der Fürstlichkeiten, die das stärkste Kontingent stellen, folgendes an Ausbeute: Dichter, Gelehrte, Schriftsteller 89; Architekten, Maler, Bildhauer, Komponisten 62; Staatsmänner und Generale 51; Schauspieler und Sänger 21.

Aus der Gruppe der Dichter, Gelehrten und Schriftsteller stehe hier etwa die Hälfte der Namen. Es sind: Bettina von Arnim; Maxe, Armgard, Gisela von Arnim; Boeckh; Clemens Brentano; Geh. Rat Bunsen; Michel Beer; Dr. Karl Blum; Prof. Droysen; Ehrenberg; La Motte Fouqué; Prof. Gans; Goethe, Jakob Grimm; Paul Heyse; Henriette Herz; J. L. A. Hoffmann; Alexander von

Humboldt; Klingemann; Th. Körner; Adam Müller; Wilhelm Müller; Müllner; Frau von Paalzow; Fürst Pückler; Leopold von Ranke; Oskar von Redwitz; Ernst Schulze (Dichter der bezauberten Rose); Steffens; Tieck; Tiedge; Warnhagen und die Rachel. Wer unser Berliner Leben seit fünfzig Jahren verfolgt hat, wird hier so ziemlich jeden Namen wiederfinden, der auf schönwissenschaftlichem Gebiet auf längere oder kürzere Zeit in den Vordergrund getreten ist. Man beachte: Fouqué, Müllner, Hoffmann, Pückler, Dr. Karl Blum, Frau von Paalzow, Redwitz, Paul Heyse³.

Noch einige kurze Bemerkungen. Hensel hatte keine Feinde, aber er hatte, gerade was diese Porträts anging, Zweifler. Diese haben durch Schelmereien und übermütige Witze (der alte Humboldt sei für den schönen Karlowa gehalten worden) die Bedeutung dieser Sammlung hinwegspötteln wollen. Aber sehr mit Unrecht. Alle diese Porträtköpfe sind nicht Phantasieschöpfungen, laufen auch nicht auf ein bequemes „corriger la nature“^{*} hinaus; sie verraten vielmehr, abgesehen von einer meisterhaften, unserem Hensel ganz eigentümlichen Technik, vor allem auch eine eminente Begabung für das Charakteristische. Sonderbarerweise haben wir uns neuerdings daran gewöhnt, das Charakteristische vorwiegend im Häßlichen zu suchen, anstatt uns zuzugestehen, daß das Übertreiben nach der einen Seite hin, also das Karikieren und Transponieren en laid^{**}, doch mindestens ebenso verwerflich ist, als ein Zuviel en beau^{***}. Richtig geübt ist dies eben nichts anderes als der ideale Zug in der Kunst, der doch immer der siegreiche bleiben wird.

Die neueste Kunst- und Weltepoche, die „lichtbildnerische“ ist dem Ruhme der Henselschen siebenundvierzig Mappen allerdings nicht

³ Künstler, Schauspieler und Sänger finden sich folgende: Bendemann, de Biefve, Cornelius, David d'Angers, Genelli, Ingres, Kaulbach, de Keyser, Kip, Kopisch, F. Mendelssohn-Bartholdy, Fr. Tieck, Horace Vernet, Beethoven, Professor Bach, Carl Maria von Weber, Zelter, Franz Liszt, Löwe, Magnus, Moscheles, Paganini, Chr. Rauch, der alte Schadow, Wilhelm Schadow. Schinkel (dreimal), Schnorr, Jul. Schröder, Schwind, Thorwaldsen, Eduard Devrient, Biardot Garcia, Grisi, Lablache, Lind-Goldschmidt, Milber, Clara Novello, Pasta, Rachel, Rebenstein, Pius Alex. Wolff, Schröder-Devrient, Seydelmann, Wilh. u. Aug. Stich (Evelinger).

* korrigieren der Natur. ** vom Häßlichen. *** vom Schönen.

allzu günstig geworden. Aber wie immer dem sein möge, der größte Teil dieser Sammlung gibt doch Aufschluß über eine vorlichtbildliche Zeit und wird über kurz oder lang einen Wert repräsentieren, ähnlich den Initialenbüchern des Mittelalters, aus denen oft Städte, Stände, Persönlichkeiten allein noch zu uns sprechen. Die Mappen Wilhelm Hensels werden dann ein Bibliothekenschatz sein trotz einem, eine Quelle voll historischer Bedeutung, und der Name des Predigersohns aus Trebbin wird zu neuen Ehren erblühen.

Am 26. November 1861 war W. Hensel gestorben und am 30. trugen ihn seine Freunde hinaus. Auf dem alten Dreifaltigkeitskirchhof, unmittelbar links vom Halleschen Tore, bereitete man ihm an der Seite Fanny Mendelssohns, deren Andenken er fast einen Kultus gewidmet hatte, die letzte Ruhestätte.

Sein Grab zu besuchen, zugleich auch über die Daten seiner Geburt und seines Todes volle Gewißheit zu erlangen, bog ich in diesen letzten Maitagen in den dunklen, Kastanienüberschatteten Gang ein, der bis an das Tor des alten Kirchhofes führt.

„Ist hier der Mendelssohnsche Begräbnisplatz?“ fragt' ich.

Ein zwölfjähriges, flug aussehendes Kind, an das ich die Frage gerichtet, nickte mir freundlich zu, setzte dann, als ob sich's von selbst verstünde, das ihrer Hut anvertraute Schwesterchen ins Gras nieder und sagte: „Kommen Sie nur. Es ist schwer zu finden.“ Dabei lief sie vor mir her, ein Gewirr von Gängen und Steigen passierend und nur von Zeit zu Zeit sich umsehend, ob ich auch folge. Wirklich, es war schwer zu finden, schwerer noch als ich gedacht hatte, denn drei, vier Kirchhöfe schoben sich hier mit ihren auslaufenden Spitzen so dicht und eng ineinander ein wie die Finger zweier gefalteten Hände.

Schließlich hielten wir vor einer umgitterten Stelle von mäßiger Größe.

„Hier das Mittelgrab ist das Grab von Felix Mendelssohn-Bartholdy.“ Sie gab ihm seinen vollen Namen. Daß ich Wilhelm Hensels wegen gekommen sein könne, dieser Gedanke lag ihr fern. Und danach knickend und meinem Danke sich entziehend lief sie wieder im Zickzack bis zu der Stelle zurück, wo ich sie gefunden hatte.

Die Mendelssohnsche Begräbnisstätte bildet einen Staat im

Staat, einen Kirchhof auf dem Kirchhof. Es sind fünf Gräber, alle gleichmäßig von Efeu überwachsen. Darunter ruhen neben andern Mitgliedern der Familie Felix Mendelssohn, Fanny Mendelssohn (die Gattin Wilhelm Hensels) und endlich Wilhelm Hensel selbst. Dem Hause, dem er im Leben anhing, ist er auch im Tode treu geblieben.

Alle Arten von Immergrün fassen das Gitter ein: Efeu, Buchsbaum, Taxus, Lebensbaum und eine hohe Zypresse überragt das Ganze. Die Gräber haben Marmorkreuze; nur zu Häupten Fanny Hensels steht ein zugeschrägter, schön polierter Granit, der außer Namen und Datum die Worte trägt:

Gedanken gehn und Lieder
Fort bis ins Himmelreich,
Fort bis ins Himmelreich.

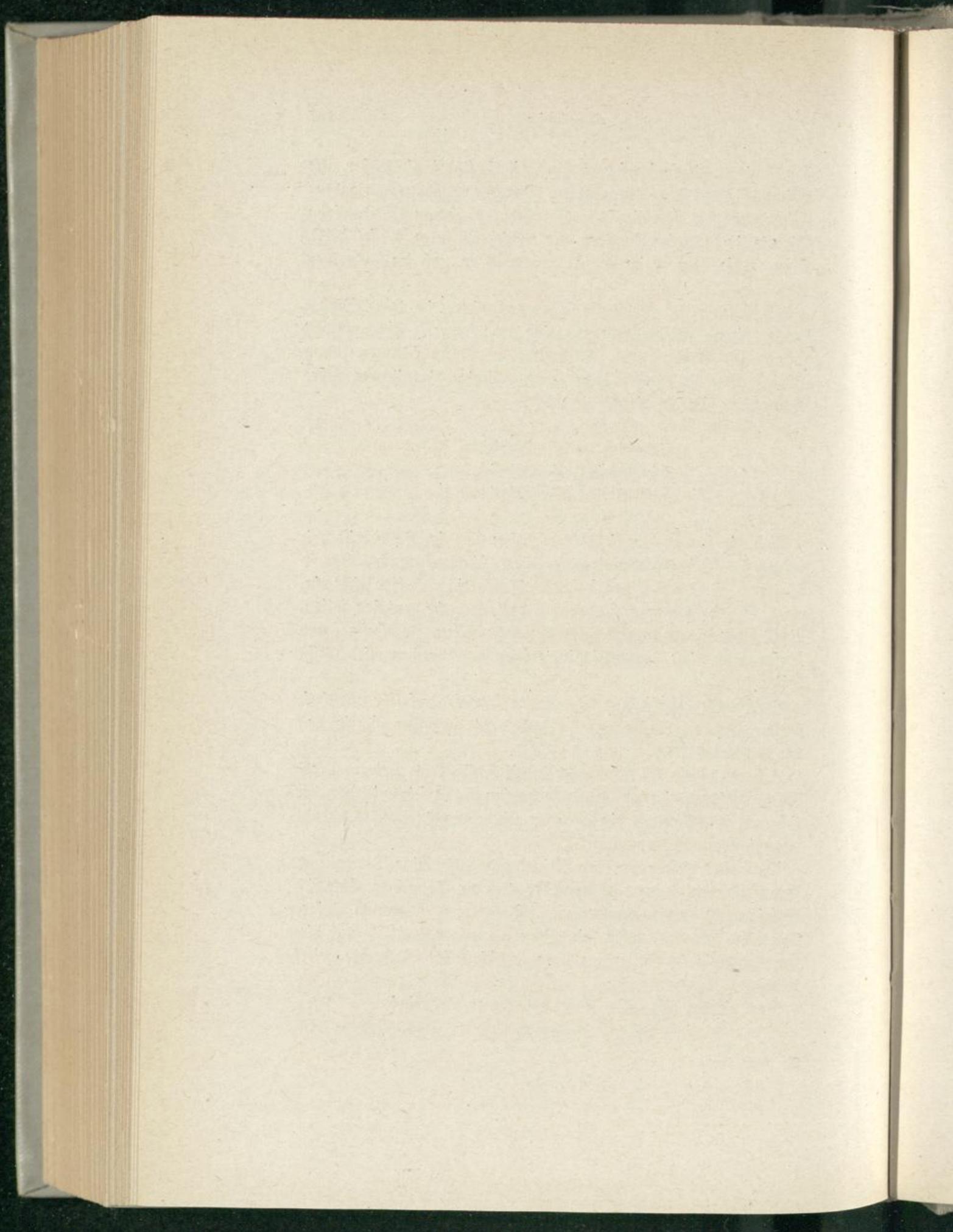
Auch die Noten der Liedeskomposition sind in Goldschrift beigefügt, was einen sehr eigentümlichen Eindruck macht. Worin übrigens kein Tadel liegen soll. Im Gegenteil. Ich sehe nicht ein, weshalb nur Fahnen und Kanonen das Vorrecht genießen sollen, als Denkmal- oder Grabstein-berechtigt zu gelten. Je häufiger und konsequenter diese langweilige Tradition durchbrochen wird, desto besser.

W. H.'s Grabchrift lautet: Wilhelm Hensel, Professor und Hofmaler; geb. zu Linum den 6. Juli 1794, gest. zu Berlin den 26. November 1861.

Geboren zu Linum. Also doch! Und so hat ich denn meinem Trebbiner Schützenmajor ab, über den großen Sohn seiner Stadt, der sich nun schließlich als ein Linumer Kind herausstellte, so schlecht unterrichtet gewesen zu sein.

Aber auch diese reumütige Stimmung hatte keine Dauer, und konnte sie nicht haben. Er war eben doch ein Trebbiner. Eine sich entspinnde Zeitungskontroverse ließ mir nach Austausch einiger Pros und Kontras endlich keine Zweifel darüber, daß sich auch dieser Grabstein in Geltendmachung traditioneller Vorrechte geirrt habe.

Noch einmal also: W. Hensel geboren zu Trebbin!



Vorwort zum vierten Band

Wie sich Band II und III der Oder und Havel zuwendet, so wendet sich dieser IV. Band der Spree zu, dem Laufe des Flusses von Ost nach Westen hin folgend.

In dem der Lausitz angehörigen Spreewalde beginnend, verweilt Band IV nach einem kurzen Abstecher ins Beeskow-Storkowsche zu größtem Teil auf jener nur wenige Meilen messenden Strecke, wo die Spree die Grenze zwischen dem Barnim und dem Teltow zieht, und schildert hier eine nicht unbeträchtliche Zahl der im östlichen Halbkreis um Berlin herum gelegenen Ortschaften. Und so wird sich auch in bezug auf diesen vierten Band sagen lassen, daß sich der Inhalt desselben in allem Wesentlichen seinem Titel anschließt. Als Ausnahme könnte nur der Schlußabschnitt „An der Nuthe“ gelten, aber auch dieser mehr dem Schein als der Wirklichkeit nach, insoweit die Nuthe vorwiegend einen Spreelandscharakter hat, vorwiegend unsern Spreeterritorien angehört und erst im letzten Moment ihren bis dahin ausschließlich nordwärts gerichteten Lauf in plötzlich nordwestlicher Biegung zugunsten der Havel ändert, fast als wär' ihr die Spree, nachdem diese Berlin passiert, nicht mehr anheimelnd genug.

Die Kapitel auch dieses IV. Bandes entstanden zu sehr verschiedener Zeit, weshalb einige der älteren und ältesten einer eingehenden Umarbeitung unterzogen wurden, allerdings immer nur in dem Falle, daß etwas tatsächlich Neues geboten werden konnte, wie beispielsweise bei Saalow, Friedrichsfelde (Gabriel Lukas Woltersdorf) und Großbeeren. Am meisten in dem Kapitel Buch, wo die mittlerweile publizierten Tagebücher der Gräfin Boff, geb. v. Pannewitz, einen völligen Umguß der alten Form erheischten. Auf Hervorhebung bloß baulicher Veränderungen, insonderheit wenn sie das in den betreffenden Kapiteln Erzählte gar nicht oder nur sehr nebensächlich berührten, hab' ich meistens verzichtet und immer nur an-

gedeutet, daß dieselben überhaupt stattgefunden hätten. Ein Abweichen von dieser Regel würde mich gezwungen haben und auch in alle Zukunft weiter zwingen, immer neue Kontrollreisen eintreten zu lassen. Was sich selbstverständlich verbietet. Es gilt eben auch hier wieder, was ich schon im Vorworte zu Band III über diesen Punkt geäußert habe. Die Dinge geben sich einfach so, wie sie sich mir zu dieser oder jener ganz bestimmten Zeit darstellten, weshalb ich denn auch vorhabe, falls eine neue Auflage mir die Gelegenheit dazu bieten sollte, jedem Einzelkapitel seine besondere Jahreszahl zu geben.

In einem Abschiedswort am Schlusse dieses Bandes hab' ich noch einen Rückblick und in diesem Rückblick eine Darlegung dessen versucht, was diese „Wanderungen“ wollen und nicht wollen, und bitt' ich deshalb diejenigen meiner Leser, die sich für einen solchen Rechenschaftsbericht interessieren, auch diesem Abschiedswort ihre Aufmerksamkeit zuwenden zu wollen.

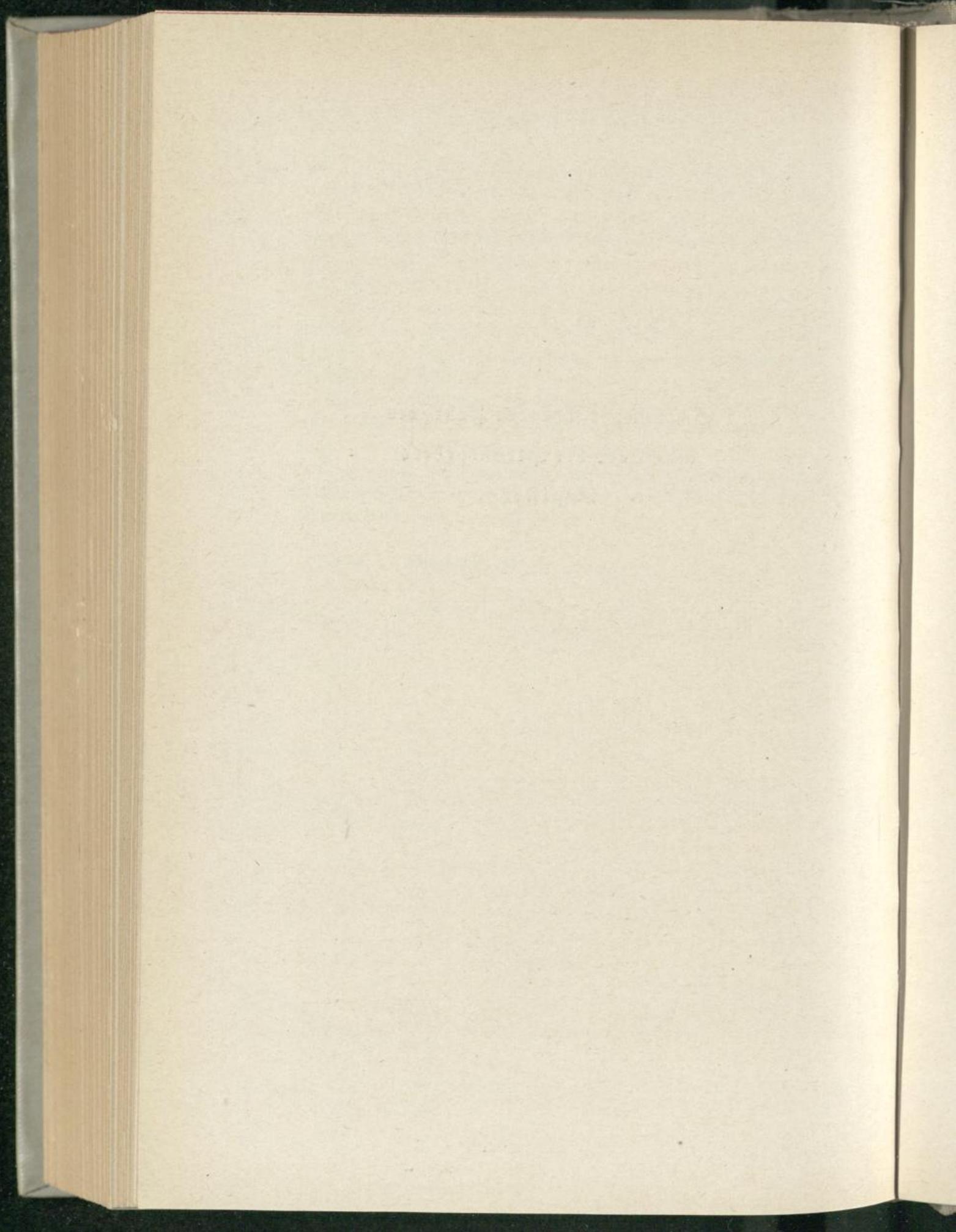
Berlin, 15. November 1881.

Th. F.

Schlußwort Theodor Fontanes

Nachwort des Herausgebers

• Register



Schlufwort

Mit diesem IV. Bande nehm' ich — wenigstens in meiner Wanderereigenschaft — Abschied vom Leser, nicht weil der Stoff erschöpft wäre, wohl aber vielleicht die Geduld. Und ein Band zuviel ist wie ein Tag zuviel, der den guten Besuchseindruck wieder in Frage stellt.

Über zwanzig Jahre sind vergangen, seit ich im Sommer 1859 mit diesen Wanderungen begann. Was den Anstoß dazu gab, darüber hab' ich mich in dem Vorworte zu Band I ausführlicher ausgesprochen und wiederhole hier nur in aller Kürze, daß es auf einer Tour in Schottland, angesichts eines im Levensee sich erhebenden alten Douglas-Schlusses war, wo mir zuerst der Gedanke kam: „Je nun, soviel hat Mark Brandenburg auch. Geh hin und zeig es!“

Auf einer „Tour“, sagt' ich, war mir dieser erste Gedanke zu den Wanderungen gekommen, und ausschließlich als „Tourist“ gedacht' ich daheim ihn auszuführen. Jede wissenschaftliche Prätension lag mir fern. Es drängte mich nur, das eingewurzelte Vorurteil von einer hierlandes auf alle Dinge sich erstreckenden Armut und Elendigkeit zu bekämpfen und durch Hinweis auf diesen oder jenen Schönheits- beziehungsweise Berühmtheitspunkt unsrem so gern in die Ferne schweifenden Märker zu Gemüt zu führen: „Sieh, das Gute liegt so nah!“

Und so fuhr ich denn in meine spezielle Heimat, ins Ruppinsche hinein und begann in seinen Luch- und Bruchdörfern umherzuwandern, den Rhin und die Dosse hinauf und hinunter, und gleich das erste Kapitel, das ich schrieb, ergibt denn auch bis diese Stunde, wie lediglich touristenhaft ich meine Sache damals aufsaßte.

Dies erste Kapitel behandelte „Bußtrau“, das am Ruppiner See gelegene Herrenhaus des alten Bieten. Es fiel mir nicht ein, unter

dieser Überschrift irgend etwas auf historischem Gebiete Neues über den berühmten alten Hufarenvater erzählen zu wollen, vielmehr lief in meinem Vorhaben alles auf etwa folgende Betrachtung und Ansprache hinaus: „Ihr kennt alle den alten Zieten, den Zieten aus dem Busch, der auf dem Wilhelmsplaz steht, und zu dem der Alte Friße sagte: ‚Zieten setz Er sich.‘ Und ist auch derselbe, der den Zietenritt ausführte, den unser Scherenberg in wahren Steeplechase=Versen besungen hat, und ist endlich auch der, der bei Torgau nicht locker ließ und die Schlacht gewann, die der König schon verloren glaubte ... Nun seht, dieser alte Zieten ist nicht so bloß spurlos aus dieser Zeitlichkeit geschwunden, und sitzt auch nicht so bloß, wie’s uns unser Chodowiecki, glaub’ ich, gezeichnet hat, oben im Himmel und regiert da mit Gott und dem Alten Frißen um die Wette. Nein, nein, er ist auch noch diesseits zu finden, und wenn ihr nur an den rechten Fleck Erde kommt, so wird sich euch noch allerhand aufstun, Kleines und Großes, das an ihn erinnert. Und dieser Fleck Erde liegt am Ruppiner See. Da geht nur hin, und wenn ihr erst da seid, so werdet ihr daselbst nicht bloß das Herrenhaus sehen, das er gebaut, und den Park, den er angelegt hat, sondern zugleich auch seinen Grabstein an der äußeren Kirchenwand und sein stattliches Grabdenkmal im Innern der Kirche. Ja, wenn ihr Glück habt und es trifft, daß die Herrschaften oben ausgefahren oder wohl gar verreis sind, so könnt’ ihr am End’ auch den Säbel sehen, den der Alte nie zog (ein einzig Mal abgerechnet, wo’s ihm ans Leben ging), und könnt’ auch vielleicht in den Hufaren=Ahnen=saal eintreten, in dem all die rotröckigen und schnauzbärtigen Zietenschen Offiziere hängen, die den Siebenjährigen Krieg mit durchgefochten haben. All das könnt’ ihr da sehen und nebenher auch noch dies und jenes hören, allerlei Schnurren und Anekdoten, die von Mund zu Munde gehn. Und wenn ihr dann weiterfahrt, dann werdet ihr ungefähr dasselbe denken, was ich seinerzeit gedacht habe: ‚Weit hinaus über alles Erwartete!‘“

Ja, vorsehen vor dem Krug und über die Kirchhofsmauer klettern, ein Storchennest bewundern oder einen Hagebuttenstrauch, einen Grabstein lesen oder sich einen Spinnstubengrusel erzählen lassen — so war die Sache geplant, und so wurde sie begonnen. Und sehr wahrscheinlich auch, daß es dabei geblieben wäre, wenn es dabei hätte bleiben können. Allein dies verbot sich. Ein Vorgehen

wie das eben geschilderte hatte doch immer ein bestimmtes Maß von Kenntnis und Interesse zur Voraussetzung und mußte von dem Augenblick an hinfällig werden, wo die Voraussetzung selbst es ward und mich im Stiche ließ. In dem Wustrau-Kapitel lagen die Dinge bequem, Wustrau war ein Idealstoff, aber solcher Stoffe gab es in ganz Mark Brandenburg eigentlich nur noch drei: Rheinsberg, Küstrin und Fehrbellin. Über diesen Kreis hinaus versagte sofort das Vorweginteresse, weil das Wissen zu versagen anfang, und schon bei Tamsel und Alt-Möglin, bei Friedersdorf und Friedland ergaben sich arge Verlegenheiten. In ihnen waren einerseits die Schönings und Barfuß' und andererseits die Marwig' und die Lestwig' zu Hause. Wer aber waren die Schönings und die Barfuß'? Und wer waren die Marwig' und die Lestwig'? Und das Recht zu dieser Frage nur einen Augenblick zugestanden, war auch die Pflicht zugestanden, sie zu beantworten.

Eine Folge davon war, daß ich aus dem ursprünglichen Plauderton des Touristen in eine historische Vortragsweise hineingeriet, und Band II. (Oderland) ist denn auch mehr oder weniger ein Zeugnis und Beweis dafür geworden, indem er aus einer Anschauungs- und Arbeitsepoche stammt, in der mir diese veränderte Vortragsweise, will sagen das Vorherrschen des Historischen, als unerläßlich erschien.

Aber nicht lange, so bemerkt' ich den Irr- und Gefahrsweg auf den ich geraten war, und bestrebte mich, mich in die frühere Weise zurückzufinden, ein Bestreben, das in den beiden Schlußbänden, so hoff' ich, deutlich erkennbar zutage tritt. Auch sie noch weisen genug des Historischen auf, aber es verbirgt sich oder sucht sich wenigstens zu verbergen, und so haben denn Band III und IV auf dem Wege der Kritik und Reflexion etwa wieder die Form und Gestalt empfangen, die mir bei Niederschreibung der ersten Kapitel aus dem bekannten „dunklen Drange heraus“ als die richtigste, jedenfalls als die wünschenswerteste vorschwebte.

Der Hinweis auf diese Dinge schien mir geboten, und zwar in Abwehr gegen Bemängelungen, denen diese Reisefeuilletons (so vielleicht darf ich sie nennen) ausgesetzt gewesen sind. Irgendwo hieß es einmal: „Die nach mehr als einer Seite hin überschätzten ‚Wanderungen‘ sind Arbeiten, an denen der Mann von Fach, also der Berufshistoriker, achselzuckend oder doch mindestens als an

etwas für ihn Gleichgültigem vorübergeht.“ Es mag in diesem Satze sehr viel Wichtiges enthalten sein, aber insoweit irrt er und benachteiligt er mich, als er mir Absichten und Strebungen unterstellt, die mir, ein paar der von mir selber angedeuteten Ausnahmefälle zugegeben, absolut ferngelegen haben. Er stellt mich rein willkürlich, ohne meinen Wunsch und ohne mein Zutun, in die Prachfront der großen Grenadiere, bloß um hinterher auf eine bequemste Weise meine Füsilierschaft, meine Zugehörigkeit zur letzten Rotte der 12. Kompanie vor aller Welt Augen beweisen zu können. Ich hab' aber nie mehr beansprucht als fünf Fuß fünf Strich altes Maß. Wer sein Buch einfach „Wanderungen“ nennt und es zu größerer Hälfte mit landschaftlichen Beschreibungen und Genreszenen füllt, in denen abwechselnd Kutscher und Kossäten und dann wieder Krüger und Küster das große Wort führen, der hat wohl genugsam angedeutet, daß er freiwillig darauf verzichtet, unter die Würdenträger und Großkordons historischer Wissenschaft eingereiht zu werden. Ich habe „mein Stolz und Ehr“, und zwar mit vollem Bewußtsein auf etwas anderes gesetzt, aufs bloße Plaudernkönnen, und erkläre mich auch heute noch für vollkommen zufriedengestellt, wenn mir dies als ein Erreichtes und Gelingenenes zugestanden werden sollte. Freilich bleibt daneben bestehen, daß in ebendiesen Kapiteln, und zwar unter Zutun und Hilfe meiner über die halbe Provinz hin zerstreuten Mitarbeiter, auch ein bestimmtes Quantum historischen Stoffes niedergelegt worden ist, das eben nur hier existiert¹, und an dem mißachtend vorübergehen zu wollen ein Fehler wäre, den, so mein' ich, niemand aus freien Stücken begehen wird, niemand, dem neben dem exakten Kontur auch das Kolorit in der Kunst etwas bedeutet.

¹ Es liegt mir begreiflicherweise daran, einen so diffizilen Punkt nach Möglichkeit klargestellt zu sehen, weshalb ich mich auch noch in diese Anmerkung flüchte. Was an Historischem in diesen Wanderungen enthalten ist, gruppiert sich: in allgemein Bekanntes, in wenig Bekanntes und in gar nicht Bekanntes. Es ist selbstverständlich, daß der Mann von Fach an der ersten, räumlich sehr überwiegenden Gruppe vorübergehen muß und an der zweiten (in der sich übrigens einige Raritäten vorfinden) vorübergehen kann. Aber die dritte Gruppe, der beispielsweise alle Kirchenbuchaufzeichnungen angehören, hat Anspruch auf Beachtung auch von seiten des Berufshistorikers. Dies im Hinblick auf Einzelheiten aussprechen, ist etwas sehr andres, als mit dem Ganzen historische Präntensionen erheben.

Ich erwähnte meiner Mitarbeiter und möchte der hauptsächlichsten derselben etwas eingehender gedenken dürfen.

Da sind vorerst die märkischen alten Familien: der Land- und Landesadel aus den Tagen der Putlik, Quitow und Rochow her. Die Gefühle für sie sind im Laufe von vierhundert Jahren ziemlich unverändert geblieben, ziemlich unverändert wie sie selbst. Und aus gleicher Ursach die gleiche Wirkung. Wirklich, es lebt in unserm Adel nach wie vor ein naives Überzeugtsein von seiner Herrscherfähigkeit und Herrscherberechtigung fort, ein Überzeugtsein, das zum Schaden ebensowohl des Ganzen wie der einzelnen Teile noch auf lange hin das Zustandekommen einer auf Prinzipien und nicht bloß auf Vorurteil und Interesse basierten Torypartei verhindern muß. Eine solche bedarf eben durchaus des dritten Standes. Es wird aber nur wenige bürgerliche „honoratiores“ geben, die nicht — auch bei konservativster Schulung und Naturanlage — durch den Pseudokonservatismus unsres Adels, der schließlich nichts will als sich selbst und das, was ihm dient, in peinlichste Verlegenheit und hellste Verzweiflung gebracht worden wären. Immer wieder bricht es durch, erweist eben noch gehegte Hoffnungen als ebenso viele Täuschungen und macht ein herzliches Zusammengeh'n auf die Dauer unmöglich.

Indessen es gilt politisches und gesellschaftliches Auftreten zu scheiden, und was seinerzeit vom Engländer galt und eigentlich immer noch gilt: „In der Fremde bedrückend, aber zu Haus entzückend“ ebendasselbe geflügelte Wort ist auch anwendbar auf unsren Adel. Und weshalb? Einfach deshalb, weil er sich daheim, an seinem eignen Herd, in sein volles Gegenteil zu verkehren und aus der Starrheit seines non possumus* in ein alle Welt sympathisch berührendes laïsser passer** überzulenk'n weiß. Er ist eben über Nacht ein anderer geworden. Nicht mehr in die Defensiv gestellt, nicht mehr ein kreis- oder reichstäglich Belagerter, der sich in strikter Befolgung alter Taktik am besten durch Ausfälle zu schützen glaubt, entäußert er sich einer ihm schließlich selbst unbequem werdenden Stachelrüstung und kleidet sich in das Selbstgespinnst seiner vorvorderlichen Tugenden. Und diese Tugenden heißen: ein gut Teil Gutmütigkeit, ein noch größeres von gesundem Menschenverstand und ein allergrößtes von Kritik. Und diese Kritik ist das beste.

* das können wir nicht. ** das lassen wir hingehen.

Mit einem seiner Zuhörerschaft sich alsbald mitteilenden Behagen beginnt er plötzlich alles unter die Lupe seiner ihm angeborenen Skepsis zu nehmen und dabei Radikalismen laut werden zu lassen, Urteile von einer Fortgeschrittenheit, als flösse nicht die Nipplitz oder die Notte, sondern mindestens der Hudson oder Potomac an seinem alten Feldsteinturm vorüber. All das freilich nur als jeu d'esprit*, ohne die geringste Neigung, sich andern Tags in aller-nüchternster Morgenfrühe daran erinnern oder wohl gar beim Worte nehmen zu lassen; aber auch als bloßes Spiel schon erweist es sich als bemerkenswert und verrät uns zur Genüge, daß etwas Helles und Gewichtiges, etwas Esprit-fort-haftes** in ihm steckt, und daß die Wurzel jener Selbstsucht, die so vorzugsweis an ihm mißfällt, in allem Möglichen, nur nicht in der Enge seines Geistes zu suchen ist. Er ist vielmehr umgekehrt von einem scharfen und eindringenden, ja soweit lediglich praktische Dinge mitsprechen, von einem umfassenden Blick und führt seinen Existenzkampf nicht deshalb so hart und erbittert, weil er des Gegners Recht verkennte, sondern gerade deshalb weil er es erkennt. Er vermag nur nicht den einen letzten Schritt zu tun, den vom Erkennen bis zum Anerkennen.

Alles in allem: sie sind doch anders als ihr Ruf, diese so viel verklagten „Zunker“, anders und besser, und es ist nur Pflicht und Wahrheit, wenn ich an dieser Stelle versichere, daß ich einer langen Gesprächsreihe mit ihnen eine Zahl allerglücklichster Stunden verdanke, Stunden voller Anregung und Belehrung, in betreff deren es gleich war, ob das Gespräch in Haus oder Heide, vorm Kamin oder auf dem Pirschwagen geführt wurde. Zu welchem allem ich auch das noch hinzufügen möchte, daß sich mir diese lebenswürdige Verkehrsseite, diese Welt ansprechender und gefälliger Formen unter teilweise sehr erschwerenden Umständen erschloß, und zwar zu Zeiten, als ich mich noch als ein absolut Fremder unter unsren ruppinisch-havelländischen und barnim-lebusischen Familien bewegte. Mit einer Dankbarkeit, in die sich etwas von Bewundrung mischt, muß ich jener ersten sechziger Jahre gedenken, wo meine Besuche vollkommen überfallartig stattfanden, und ich, mal auf mal, auf gut Glück hin die herrschaftliche Rampe hinauffuhr, in der Tat um kein Haarbreit introduzierter oder empfohlener, als irgendein Feuer-

* geistiges Spiel. ** stark Geistiges.

oder Hagelassekuranz-Agent. Oft schlug mir das Herz und mit nur zu gutem Grund, aber niemals bin ich einer Unfreundlichkeit oder Verspottung begegnet, zu der die Situation eigentlich ausnahmslos herausforderte.

Vor Köckeritz und Lüderitz,
Vor Krachten und vor Ikenplitz,
Bewahr uns lieber Herre Gott —

das mag politisch auch noch so weiterklingen, gesellschaftlich und persönlich aber haben es die „Raubritter“ von ehedem an nichts wirklich Ritterlichem jemals fehlen lassen² und alles Gegensaßes gegen den Inhalt des vorigen Jahrhunderts unerachtet, die Form und den Ton ebendieses Jahrhunderts (dem des unsrigen so sehr überlegen) immer zu wahren und immer zu treffen gewußt.

Und nun ihr meine Geliebtesten, ihr meine Landpastoren und Vicars of Wakefield! Ach, auch euch lacht nicht eigentlich die Sonne der Volksgunst, und wirklich, wer euch so zur Synode ziehen sieht, angetan mit jenem Frack und jenem Blick, die zu zeitigen unsrem norddeutschen Protestantismus innerhalb seiner andren Aufgaben vorbehalten war, und wer euch dann sprechen hört über den Zeitgeist, den ihr ändern möchtet und nicht ändern könnt, und über die

² Wie gut es mir auf den alten Herrensitzen ergangen ist, davon legen die vier Bände Zeugnis ab. Auf eines aber möcht' ich eigens noch hinweisen dürfen, und zwar auf den für mich sehr wichtigen Umstand, daß ich bei den Mitteilungen, die mir zuteil wurden, niemals durch Angßlichkeiten gequält worden bin. Es kam nie vor, daß die linke Hand wieder zu nehmen trachtete, was mir die rechte Hand eben gegeben hatte. Jene so häufigen Kautelen und Einengungen, die bekanntlich viel grausamer sind als Borenthaltung, blieben mir sämtlich erspart. Ich empfing alles „auf Diskretion“, ohne daß mir diese Diskretion jemals zur Bedingung gemacht worden wäre. Ja, was noch mehr überraschen wird, ich bin auch nachträglich niemals eines Vertrauensbruchs oder eines faux pas (Verstoß) oder einer Ungeschicklichkeit bezichtigt worden. Was alles ich nicht dankbar genug anerkennen kann. Aber freilich, wenn es mir einerseits glückte, mich vor einem direkten In-Ungnade-Fallen zu schützen, so hat es mir doch andererseits (einen einzigen Fall abgerechnet) auch nie gelingen wollen, in eine direkte Gnade zu kommen. Es war eben immer nur „a hair-breadth's escape“ (ein mit knapper Not Davonkommen). So wenigstens glaub' ich aus einem gewissen elegischen Ton schließen zu dürfen, in dem diese Dinge, wenn das Kapitel schließlich vorlag, behandelt zu werden pflegten. Es kann aber auch kaum anders sein, und berühmte Historiker, wie mir versichert worden ist, haben Schlimmeres erfahren müssen.

Juden, die bekehrt werden sollen und doch am Ende nicht wollen — der betet auch wohl wieder „bewahr uns lieber Herr Gott“.

Aber mit wie großem Unrechte! Der in die Residenz verschlagene Landpastor ist eben ein sich selbst Entfremdeter, der morgens vor seinem Spiegelbild erschrickt, und erst von dem Augenblick an, wo die Wichtigkeit und die weiße Binde wieder von ihm abfällt und das schwarzsamtn Hauskäpselchen in sein Recht tritt, erst von diesem Augenblick an ist er wieder er selbst und kehrt zurück in den Urstand aller ihm eignenden guten Dinge. Der ex cathedra* sprechende Pastor und der Lehn-und-Sorgenstuhl-Pastor sind so grundverschieden wie roi Henri**, wenn er in die Schlacht zieht, und roi Henri, wenn der Dauphin auf ihm reitet. Der eine ganz Schwert und Rüstung, der andre ganz Idyll. Und nur den letztern hab' ich kennengelernt. Kennen und lieben, was ein und dasselbe bedeutete. Denn auch hier wieder nahm ich das Gegenteil von dem wahr, was sich l'opinion publique*** als das Kriterium eines Landgeistlichen herausgeklügelt hat. Und wenn ich weiter oben sagen durfte, daß ich bei dem Adel auf dem Lande nie der ihm vorgeworfenen Enge der Anschauungen begegnet sei, so bei dem Pastor auf dem Lande nie der ihm vorgeworfenen Unduldsamkeit. Es wird Einzelfälle davon gegeben haben und noch geben, aber sie zu beobachten blieb mir erspart. Ich habe weder die Rationalisten über die Strenggläubigen, noch die Strenggläubigen über die Rationalisten in wirklich gehässigen Worten aburteilen hören, auch nicht in Zeiten brennendster Gegnerschaft, offenster Fehde, gleichviel nun ob Ara Mühler oder Ara Falk auf der Tagesordnung stand. Überall vielmehr bekundete sich ein bestimmter guter Wille, den Gegner auch in dem, was ihn zum Gegner machte, gelten zu lassen, und was abwich von dieser Regel, erwies sich schließlich immer nur als Schein, als ein Ausnahmefall, der lediglich im Temperament und nicht in der Gesinnung seine Wurzel hatte. Der Sanguiniker hielt nicht jederzeit mit seinem Wigwort und der Choleriker nicht jederzeit mit seinem Kraft- und Kernwort zurück, aber all das schuf nur Ausdrucks- und Disputationsformen, die hinter einer hervorblitzenden Kampfeslust eine letzte Friedensgeneigtheit nie vermissen ließen. Ein Zug allgemeinen Wohlwollens, entsprossen aus der richtigen Würdigung einer auf Versöhnung und Liebe gestellten

* von der Kanzel. ** König Heinrich. *** die öffentliche Meinung.

Berufs- und Lebensaufgabe, bekundete sich in allem, in Großem und Kleinem, und rief mir die ganze Landpastorenschwärmerei meiner jungen Jahre wieder ins Leben zurück. Und aus ihren Reihen war es denn auch, daß mir meine recht eigentlichsten Mitarbeiter erwachsen, solche, die sich's nicht bloß angelegen sein ließen, mir den Stoff, sondern ebendiesen Stoff auch in der ihm zuständigen Form zu geben.

Und dabei welch erstaunliches Wissen im Detail. Immer neue Seiten in Historie, Natur- und Volksleben erschlossen sich mir und vergewisserten mich in der übrigens längstgehegten Überzeugung, daß der Glückliche, dem es demmaleinst beschieden sein sollte, die Gesamtheit dieses in hundert Einzelforschungen eruierten und extrahierten Materials in sich zu vereinigen, der Sanspareil sein wird auf dem Gebiete märkischer Spezialgeschichte.

Soviel über unsere Landpastoren.

Und nun ahnt der Leser bereits, vor wem ich mich, als vor dem Dritten im Bunde, zu verneigen haben werde, natürlich vor dem Lehrer, der sich mir, unbekümmert darum, ob ich ihn bei seinen Schulstunden oder bei seinen Bienen- und Rosenstöcken störte, von einem immer gleichen Entgegenkommen erwies. Einen einzigen Ausnahmefall abgerechnet, über den ich in dem Kapitel Malchow des weiteren berichtet habe, hieß es allezeit und allewege: „Klopfet an, so wird euch aufgetan.“ Und selbst auf brieflich gestellte Fragen, aus denen sich mehr als einmal eine vollständige Korrespondenz entwickelte, bin ich zu keiner Zeit ohne den gewünschten und oft sehr eingängigen Bescheid geblieben.

Und mit diesen Lehrern auf dem Lande wetteiferten die Lehrer in der Stadt, aus deren Reihen ich wenigstens eines hier unter Nennung seines Namens gedenken möchte: Garnisonsschullehrer Wagner in Potsdam.

Unter seinem im Anfange sowohl ihm wie mir unbewußt bleibendem Einflusse war es, daß ich mich aus der historischen Vortragsweise, wie schon eingangs hervorgehoben, in die genrehafte zurückfand und den ursprünglichen Plauderton in sein ihm zuständiges Recht wieder einsetzte. Die ganze Gruppe der Kapitel aus der Umgegend von Potsdam, also Bornstedt, Sakrow, Fahrland, Falkenrehde, Marquardt, Uëz und Pareß am Nordufer der Havel und ebenso Werder, Glindow, Pegow, Caputh usw. am Südrande hin,

entstanden unter seiner Führung, und was von ernstern und heitren Geschichten unter all' diesen Kapitelüberschriften enthalten ist, entnahm ich zu sehr wesentlichem Teile seinem immer frischen und anschaulichen, weil überall aus der Erlebnisfülle schöpfenden Unterwegsgespräche. Mit einer wahren Herzensfreude denk' ich an jene Sommernachmittage zurück, wo wir von den Dörfern und Ziegelöfen am Schwilowsee heimkehrend, auf einer vor ein paar ausgebauten Häusern von Alt-Geltow liegenden Graswalze zu rasten und unser sehr verspätetes Vesperbrot aus freier Hand einzunehmen pflegten, ohne daß der Redestrom auch nur einen Augenblick gestockt hätte. Da vergaßen wir denn der Flüchtigkeit der Stunde, bis die Mondsichel über den kleinen Siebelhäusern stand und uns erinnerte, daß es höchste Zeit sei, wenn wir, oder doch wenigstens ich, den Zug noch erpassen wollten. Und immer rascher und geängstigter ging es vorwärts, jetzt über die Gewehrfabrik und jetzt über den öden und sommerstaubigen Exerzierplatz hin, und nun hörten wir das erste Läuten. O wie das ins Ohr gellte, denn die vollgestopfte Brücke lag noch zwischen uns und unsrem Ziel. Also Trab, Trab! Und ein ewiges und verzweifeltes „Pardon“ auf der Lippe, das uns freilich vor dem üblen Nachruf aller Karambolirten nicht schützen konnte, ging es endlich zwischen den pickenden Sperlingen hin, entlang den Droschkenstand, entlang den Perron und nun hinauf die Treppe, bis ich keuchend und atemlos und mit eingebüßtem Taschentuch in das nächststehende Kupee hineinstürzte. „Gute Nacht!“ Und fort rasselte der Zug.

Es war wie Dauerlauf und Turnerfahrt aus alten Schul- und Ferientagen her, und gab einem auf Augenblicke das Gefühl einer auch damals schon auf lange hin zurückliegenden Jugend wieder. Und schon das war ein Glück.

Und von manch' ähnlichem Tage könnt' ich noch berichten! Aber die „Wanderungen“ selbst erzählen davon, und so brech' ich denn ab und schließe mit dem Wunsche, den ich schon einmal, und zwar bei Beginn des Werkes aussprechen durfte, „daß das Lesen dieser Dinge dem Leser wenigstens einen Teil der Freude bereiten möge, den mir das Einsammeln seinerzeit gewährte“.

Berlin, 14. November 1881.

Th. F.

Nachwort des Herausgebers

Als die Berliner ihrem märkischen Dichter Theodor Fontane ein Denkmal errichteten, gaben sie ihm die Gestalt eines „Wanderers“ und wählten als Standort dafür den Tiergarten. Bei der Weiherede zu dieser Denkmalsenthüllung bezeichnete Konrad Burdach das Wesen der Fontaneschen Kunst sehr treffend als „spaziergängerisch“. Er erwähnte in dieser Rede weiterhin einen Leitsatz Fontanes, den wir bei allen Bemühungen unserer Herausgeber-tätigkeit auch stets vor Augen sahen, und dessen Richtigkeit wir immer wieder erkannten: „Steckt was drin im Nebensächlichen, dann ist es die Hauptsache, denn es gibt einem dann immer das eigentlich Menschliche!“

Über die große Bedeutung der „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ und ihren Wert brauchen wir hier kaum Worte zu verlieren. In allen Werken deutscher Geistesgeschichte wird rühmend auf sie verwiesen. Jede Literaturgeschichte hebt sie anerkennend hervor, zumal seit die landschaftliche Literaturgeschichte die besonders bevorzugte Gattung wurde. Aber war dieses bedeutende Werk in seiner ungekürzten und endgültigen Gestalt, so wie Fontane es uns in seiner Ausgabe letzter Hand der Jahre 1874 bis 1881 hinterlassen hatte, den deutschen Lesern und Forschern in den letzten Jahrzehnten überhaupt zugänglich und erreichbar? Wir haben mit Bedauern feststellen müssen, daß in den meisten öffentlichen und privaten Bibliotheken diese vier Bände fehlten. Und trotz eifriger und angestrebter Bemühungen gelang es uns nur, drei Bände für unsere neue Drucklegung zu erwerben. Den besonders selten gewordenen, wertvollen ersten Band konnten wir jedoch durch das freundliche Entgegenkommen des Vorsitzenden der deutschen Bibliophilenvereinigung, des Herrn Gerhard Schulze in Leipzig, des Besitzers der größten Fontanesammlung, für unsere Arbeit geliehen erhalten. Wofür wir an dieser Stelle im Namen der großen

Fontanegemeinde Herrn Gerhard Schulze noch einmal besonders danken möchten.

Über die Entstehung dieses Werkes hat Fontane in seinem Vorwort zur ersten Auflage des ersten Bandes berichtet, daß er bei einem Besuch des alten Douglasschlosses am Levensee die erste Anregung dazu erhielt in der Erkenntnis: „Erst die Fremde lehrt uns, was wir an der Heimat besitzen!“ Seine Fähigkeiten als Beobachter und als Berichterstatter hatte er als Korrespondent der Preussischen Zeitung in England während der Jahre 1855 bis 1859 entwickeln und ausbilden können. Die Vorliebe für alles Historische besaß er von klein auf, war es doch in der Jugend sein Herzenswunsch gewesen, einmal Professor der Geschichte zu werden. Obgleich dieser Traum nicht zur Erfüllung kam, konnte Fontane sich in den Jahren nach der Rückkehr in die Heimat, nachdem er eine Schriftleiterstellung an der Preussischen Zeitung erhalten hatte, während seiner besten Mannesjahre nun bei der Ausführung seines Programmes einer märkischen Heimatschilderung auch mit dem Historischen in vielerlei Gestalt befassen. Und man spürt es den Zeilen dieser großen schriftstellerischen Arbeit an, wie sehr ihm das Herzenssache war. Bereits im Jahre 1861 veröffentlichte der Verlag Wilhelm Herz (Bessersche Verlagsbuchhandlung) den ersten Band, dem 1864 eine zweite und 1874 eine erweiterte und umgearbeitete dritte Auflage folgte. Das Schlußdatum für Fontanes letzten Federstrich am vierten Bande ist der 15. November 1881. Zwanzig Jahre Arbeit liegen also dazwischen.

Mit diesen „Wanderungen“ hat Fontane den Grundstein zu seiner Anerkennung und zu seinem Ruhm als Erzähler gelegt. Bisher hatte man ihn nur als Lyriker gelten lassen und seine ersten Prosaschriften, seine Studien und Briefe „Aus England“ (Stuttgart 1860) und „Jenseit des Tweed, Bilder und Briefe aus Schottland“ (Berlin 1860) kaum beachtet. In seinen „Wanderungen“ ist dem Dichter aber auch eine Durchdringung des Landschaftlichen und des Historischen geglückt wie noch keinem vor ihm. Und wem nach ihm?

Wir haben bereits in unserem Nachwort zu Fontanes Gedichten darauf hingewiesen, daß durch Fontane in der Entwicklung der deutschen Ballade ein neuer Abschnitt begann, indem er die historische Anekdote in Verse brachte. In gleicher Weise entwickelte er

sich auch in der Prosa zum größten und geistvollsten Anekdotenerzähler. Durch ihn ist die Anekdote überhaupt erst literaturfähig geworden. (Über die nicht literaturfähige Anekdote, die er als „Plauderanekdote“ bezeichnet, äußert er sich in Band III auf Seite 320 in einer Anmerkung recht aufschlußreich.) Zweifellos gewinnen seine Anekdoten dadurch außerordentlich, wenn sie uns vor dem Hintergrunde eines Porträts, eines Denkmals oder sogar vor der Wohnstätte der betreffenden Persönlichkeit erzählt werden. Sie bekommen dann außer der Pointe noch Farbe und den Zauber der Atmosphäre. Es ist erstaunlich, beim Lesen dieser vier dicken Bände festzustellen, daß der Erzähler uns bei seiner Schilderung niemals ermüdet. Das rührt wohl daher, daß Fontane sich mit einer Schilderung allein nicht begnügt, sondern uns überall mit seinen sehr persönlichen Fragen und Gedanken begleitet, die einen oft so stark berühren, daß sie stets erneute Anregungen bedeuten. Wir haben in unserem Register einige der tiefergehenden und sich wiederholenden Fragen und Probleme mit aufgeführt, die Fontane und wohl auch den Leser besonders beschäftigen. Wir nennen davon u. a.: Sagenbildung; Gespenstergeschichten; Grabmonumente, ihre Wirkung; Ausgrabungsfunde; Dreizeitalter-Einteilung; Konservative Denkungsart; Stiftungen des märkischen Adels; Semnonen; Wenden usw.

Unser Register spiegelt auch den großen Reichtum an Namen aus der Geschichte der Mark Brandenburg wider, wir möchten als Beispiel nur die Besser, Canitz, Andreas Fromm, Paul Gerhardt, Ernst Gottlieb Woltersdorf, Schmidt von Werneuchen und Humboldt herausheben, an denen sich ein buntes Stück landschaftliche Literaturgeschichte studieren läßt. Für die märkischen Adelsfamilien bietet sich ein reiches Quellenmaterial zur Familienforschung. Die Bedeutung der Klöster und der evangelischen Pfarrhäuser in kolonialisatorischer und kultureller Hinsicht findet ohne Engstirnigkeit, Übertreibung oder Vorurteile ihre gerechte Würdigung. Forschungsfragen der wendischen und der germanischen Vorgeschichte steht Fontane mit größter Aufgeschlossenheit gegenüber. Nach dem Lob auf den Junker, den Dorfpfarrer und den Landschullehrer singt er auch das Hohelied der Arbeit und scheut sich nicht, neben dem Fuhrmann auf dem Kutschbock zu sitzen und nachts neben ihm im Stroh zu schlafen, um auch das Vertrauen des Mannes aus dem Volke zu gewinnen und seine wahren Gedanken kennenzulernen. Unter

seiner überlegenen Betrachtungsweise ordnen sich auch so abgelegene Exkurse harmonisch ein wie die Geschichte der Rosenkreuzer, die Lehninsche Weissagung vom Ende der Hohenzollern oder die Legenden von den heimlich Enthaupteten. Ja gerade in diesem bunten Wechsel der Schauplätze und ihrer Geschichte, in ihrer meisterhaften Mischung liegt wohl einer der Hauptreize dieses fesselnden Werkes.

Nach Albrecht von Haller, Goethe, Immermann und der Drosté zählen wir Fontane zu den Entdeckern der deutschen Landschaft und zu den Erweckern des deutschen Landschaftsgefühls, aus dem so revolutionäre Bewegungen wie die deutsche Turnerbewegung, der deutsche Wandervogel und die deutsche Jugendbewegung ihre ersten Kräfte schöpften und sammelten.

Es gab vor Fontane bereits mehrere Reisebücher, an denen große Dichter als Hauptmitarbeiter tätig waren. So veröffentlichte Gustav Schwab 1823 das Reisebuch „Die Neckarseite der Schwäbischen Alb“ und begab sich 1825 zu dem Freiherrn Joseph von Laßberg, dem ritterlichen Germanisten, nach Eppisshausen im Thüringau, um mit seiner Hilfe dem Reisebuch „Bodensee nebst dem Rheintale von St. Luziensteig bis Rheinegg“ (1827) den nötigen romantischen Hintergrund zu geben. Aus einer Geschichte, die ihm Laßberg erzählte, schuf Schwab seine beste Ballade „Der Reiter und der Bodensee“. Die Verbindung zwischen Reisebuch, Ballade, romantischer Erzählung und historischem Roman ist alt; die verschiedenen Zweige haben sich immer wieder gegenseitig befruchtet.

Ein Vorläufer der „Wanderungen“ gattungsmäßiger Art ist in mancher Beziehung die im Jahre 1839 im Verlag Friedrich August Eupel in Sondershausen erschienene „Historisch-romantische Beschreibung aller in Thüringen und auf dem Harz vorhandenen Schlösser, Burgen, Klöster, merkwürdigen Kirchen und anderer Gebäude, Fabrikörter, Bergwerke, Ruinen, Höhlen, Denkmäler, malerischen Gegenden und sonst beachtenswerter Gegenstände aus dem Reiche der Geschichte und Natur unter dem Titel „Thüringen und der Harz mit ihren Merkwürdigkeiten, Volksagen und Legenden“. Unter der Redaktion des Majors Friedrich von Sydow sind hier Beiträge von 32 vorwiegend akademischen Mitarbeitern, die Hälfte von ihnen Pastoren, mit vielen Stichen und Radierungen vereinigt.

Beim Durchblättern fällt einem auf, daß ähnlich wie in den Wanderungen fast jedem Kapitel einige Verszeilen vorangestellt sind, wodurch die Vermutung bestärkt wird, daß Fontane wohl auch in diesen Bänden blätterte und gewisse Anregungen dabei empfing.

Auf „Thüringen und der Harz“ folgte 1841 das Prachtwerk des Buchhändlers Langewiesche in Barmen „Das malerische und romantische Westfalen“. Freiligrath und Schücking sollten es schaffen, aber Freiligrath lieferte nur das Eingangsgedicht „Freistuhl zu Dortmund“, und Schücking lud die Arbeit auf Annette von Droste-Hülshoff ab. Schücking berichtet: „Sie kannte von früheren Aufenthalten auf Gütern der Verwandten jene Punkte, und so schrieb sie mit ihrer kleinen, oft mikroskopisch feinen Hand ganze Blättlein dazu, die in der Abschrift ganze Bogen wurden. Dann gab sie den Sagen und historischen Stoffen, welche sich dazu zu eignen schienen, mit ihrer unvergleichlichen Leichtigkeit der Produktion die poetische Form.“ Hier ist es die größte Dichterin Westfalens, die mit am Werke tätig ist, wie Fontane mit Alexis um die Palme streitet, der größte Dichter der Mark zu sein.

In unserem Bestreben, auch unserer Ausgabe der „Wanderungen“ das Gepräge möglichst zu erhalten, das Fontane ihnen in der Ausgabe letzter Hand gab, kamen wir ganz von dem Gedanken ab, einen lexikalischen Anhang zu schaffen und alle Anmerkungen dort zu vereinigen. Fontane ist der behaglichste Plauderer, den unsere Literatur kennt. Er ist immer und überall mit uns im Gespräch. Biel ihm nach der ersten Niederschrift oder nach der ersten Drucklegung noch etwas Besonderes ein, dann machte er einen Strich unter den Text und redete im Rahmen einer Anmerkung weiter. Wir fürchteten, den ganzen Stil Fontanes in seinem Wesen und in seiner Form zu verletzen, wenn wir hier ändernd eingriffen. Wir haben dafür unser Register um zahlreiche Angaben über Lebensstellung und Lebenszeit der angeführten Personen ergänzt und schenkten dabei auch den Problemen und Gedanken, wie bereits erwähnt, eine besondere Beachtung.

Wer sich nun in diese deutschen „Wanderungen“ vertieft, dem möge sich in gleicher Weise wie dem Herausgeber bei seiner Arbeit in diesen, alle deutschen Herzen besonders erregenden Kriegsmonaten das Erlebnis offenbaren, daß Theodor Fontane nicht nur ein Alt-

preuße war, der noch bis in das Deutschland Bismarcks hinüber-
ragte, sondern daß er mit Leib und Seele dem ewigen Deutschland
angehörte und auch unserem Großdeutschland viel zu sagen und zu
bedeuten vermag.

Leipzig, im Juni 1940

Oskar Weßmann